Navall, Dederich
Ein Tagebuch

31761 07043941 9

DK
508
.8
N37

AGEBUCH

AUS DEM REICHE DES

TOTENTANZES

(Süd-Rußland)

Ein Tagebuch aus dem Reiche des TOTENTANZES

Selbstverlag des Verfassers
Dietrich Neufeld,
Emden

Alle Rechte vorbehalten

1921
Druckerei M. Wilkens, Emden

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
OCT 5 1970

DK
508
.8
N37

Vorwort.

Ich ruf' es in die Welt hinaus,
Und mag es laut und schrill ertönen,
Und tut's den zarten Ohren weh —
Ich kann dem Drang nicht wehren!
Des Herzens Not verlangt Gehör,
Die Welt, sie muss es hören!
Denn unsrer Seelen Not ist schwer;
Es muss der Schrei die Lösung bringen!

Es ist notwendig, daß die Welt erfahre, wie es in jenem, gleichſam verzauberten Labyrinth des tollen Totentanzes ausſieht.

Was hier aus einem erlebenden Herzen heraus niedergeſchrieben iſt, gibt ſich als Abſchnitt nur aus dem Gewoge eines Völkermeeres.

In Süd-Rußland, letzthin auch Ukraina genannt, war der Kampfplatz der durch die Revolution auf die Szene gerufenen Kräfte.

Hier stießen Partei und Gegenpartei in höchſter Erbitterung gegeneinander. Hier warben die Parteien mit Waffen nnd Wort. Wohl mehr als zwölfmal ſah man in zwei Jahren den Wechſel des Regimes. Da ging das Anſehen jedweder Gewalt verloren. Die Ukrainer wurden ſo revolutioniert, daß die Freiheit nur noch in der Form von Zügelloſigkeit und Willkür herrſchen konnte. In dieſer trüben Zeit der Leidenſchaft und Rache verſtand es ein ungewöhnlich ſchlauer Räuber, der Anarchiſt Machno, immer neue Maſſen für ſeine Raub- und Rachezüge zu gewinnen.

Bequem waren ſolche Züge gegen die zerſtreut im Lande wohnenden, durch weſteuropäiſche Traditionen und Sitten, ſowie durch Religion und Geiſtesbildung von der ukrainiſchen Bevölkerung ſich unterſcheidenden und daher iſolierten Koloniſten deutſcher, holländiſcher und ſchwediſcher Abſtammung.

Der Verfaſſer nachſtehender Schrift ſchildert hier ſeine Erlebniſſe in den ſchweren Monaten, in denen die Mennonitenkolonie Chortitza ihre hiſtoriſche Tragödie erlebte.

Die Mennoniten — ſo benannt nach ihrem holländiſchen Reformator Menno Simon — haben während vierhundert Jahren in Holland, Westpreußen und vor allem in Rußland unentwegt an dem Grundſatz der Wehrloſigkeit, den ſie aus Chriſti Lehre folgerten, feſtgehalten. Nur während der Revolution haben einzelne Kolonien, den Notwehrgedanken vorſchützend, ſich organiſiert als Selbſtſchutz, nachdem die deutſche Okkupationsverwaltung ſie dazu aufgefordert hatte. Einzelne Raubüberfälle haben ſie zwar abwehren können, ſie haben ſich aber durch ihre Gegenwehr die Rache der ukrainiſchen Bauern zugezogen. Jedenfalls wurde die Rache bei den Mord- und Raubzügen in die Gebiete nicht-ukrainiſcher Koloniſten vorgeſchützt.

Die dreimonatliche Machno-Herrſchaft in dem Gebiete Chortitza hat den Mennoniten hier ein unverſchuldet tragiſches Schickſal bereitet, in einer Weiſe, wie es für einen Weſteuropäer unausdenkbar iſt.

Möge der Notſchrei dieſes Tagebuches das Mitgefühl der Weſteuropäer in dem Sinne wecken, daß ſie ſich eins fühlen mit den Menſchen dort unten, ſowohl mit den Leidbetroffenen wie auch mit den Verirrten, um mit jenen mitzuleiden und mit dieſen ſich zu ſchämen; denn die Menſchheit iſt ein Ganzes, und jeder Teil iſt mitverantwortlich für das Ganze.

Huddinge (Schweden), im August 1921.

Dietrich Neufeld.

Roſenthal, am 15. September 1919.

Fünf Tage bin ich nun hier am Dnjepr. Ich wohne oben am Abhang und überſehe von unſerem ſchönen ſonnigen Häuschen die friedliche Koloniſtenſiedelung, die unter mir wie angeſchwemmt daliegt. Wenn ich dort weiter die ruhigen Fluten des Stromes dahingehen ſehe, iſt es mir ſo, als ob dieſe Waſſer, weither vom Nordweſten aus deutſchen Landen kommend, hier ein Zipfelchen deutſcher Erde abgelagert hätten. Ein Geſchlecht iſt darauf aufgewachſen, das deutſch ſpricht, eigen denkt und ähnlichen Gemütes iſt wie die Deutſchen.

Ich weiß, daß dies die älteſte deutſche Niederlaſſung in Süd-Rußland iſt. Es war eine harte Zeit, als ſich vor 130 Jahren deutſche Siedler nach langer mühſeliger Reiſe hier in der freien wilden Steppe niederließen und nach und nach um dieſen Platz herum 20 Hofdörfer begründeten. Die erſten armſeligen Hütten ſind ſchon längſt verſchwunden. Ich ſehe hier im Tal entlang neben ſtolzen Bauernhöfen fünf große Getreidemühlen, Fabriken landwirtſchaftlicher Maſchinen, Ziegeleien mit hohen Schlöten, Banken und Handlungen, Schulen und Krankenhäuſer weiß ich an dieſem Ort. Durch Krieg und Revolution iſt alles verkommen und erneuerungsbedürftig, aber Ackerbau, Handel und Gewerbe, Schule und Wohlfahrtspflege kann von neuem wieder aufblühen, wenn die unruhige Zeit vorüber iſt.

Ich ſitze hier am Fenſter, ſtütze den Kopf in die Hand und ſehe hinaus, über die Häuſer hinweg in die Ferne. Weithin dehnt ſich die ruſſiſche Steppe, und in ihr liegen verträumt die ruſſiſchen Dörfer und Städte. Verträumt ſage ich? Nein, der Traum iſt aus. Die Dörfer ſind erwacht. Aber der verträumte Muſchik weiß ſich nicht zu orientieren; er greift

unbeſonnen zu, er kennt keine inſtinktiven Hemmungen mehr.

Wir möchten wohl beiſeite ſtehen als unbeteiligte Zuſchauer. Aber es gibt hier keine Grenzen mehr, die Halt gebieten. Oft ſchon haben wir erfahren müſſen, daß der ruſſiſche Muſchik uns deutſchen Koloniſten nicht wohlgeſinnt iſt.

Aber heute, während ich durch die Aeſte des großen Birnbaumes den Ausſchnitt einer lieblichen Landſchaft ſehe, will mir ſcheinen — und es iſt ſo angenehm daran zu glauben — daß um mich herum Ruhe und Frieden iſt. Ich bin erſt einige Tage hier und kenne die Leute im Tal noch nicht. Ich weiß nicht, was ſie bewegt, welche Gerüchte im Umlauf ſind. Ich will es nicht wiſſen, Ruhe und Frieden möchte ich um mich haben.

Aber freilich, alle Begriffe ſind nur beziehendlich, ſie haben im Werden der Menſchheit nur eine beſtimmte Dauer. Danach werden ſie unwahr, denn die Beziehungen und Zuſammenſetzungen der Zuſtände und ſeeliſchen Potenzen einer Zeitgemeinde ſind veränderlich. Meine Begriffe von Ruhe und Ordnung ſind hier andere, als ſie vor einem Jahre waren, als ich in Weſteuropa lebte. Dort nennt niemand Verhältniſſe geordnet, wenn der Zugverkehr beſchränkt iſt oder ganz aufhört, niemand iſt damit einverſtanden, wenn es keine Zeitungen gibt, daß die Beamten ſtehlen, daß allnächtlich Einbrüche vorkommen, wie wir es jetzt unter dem Regime des Generals Denikin haben. Aber es könnte noch ſchlimmer ſein, wie wir es jetzt ſchon erlebt haben, und darum bezeichne ich dieſen Zuſtand mit Ruhe und Ordnung. Ich tröſte mich mit dem Gedanken: Wir leben in der Zeit einer Notgeburt.

Doch halt! Wozu dieſe ewigen Betrachtungen? Habe ich nicht ganze Stöße ſolcher Gedanken über das Werden unſerer Zeit und unſerer Heimat fein ſäuberlich niedergeſchrieben?!

Ich habe mir dieſe ſchöne Gegend am Dnjepr zum Wohnort auserwählt, weil ich müde geworden bin im ideellen Kampf politiſcher und ſozialer Ideen und Verſuche. Ich bin keiner von denen, die alte Verhältnisse und Ueberlieferungen zurückbringen möchten. Nein! Ich halte meine Augen ſtets vorwärts gerichtet. Aber ich möchte einmal abſeits bleiben, ausruhen, das Erlebte verarbeiten und zur

Klarheit kommen. Und in den wenigen Tagen, ſeit, ich hier weile, habe ich es wohltuend empfunden daß der Reiz der Landſchaft mich auf ruhige Dinge lenkt. Ich ſtand geſtern am hohen Felsufer des Dnjepr, und da feſſelte der dunkle Föhrenwald meine Blicke, wie wenn er Geheimes bergend mich lockte. Ich konnte nicht hinüberkommen, weil ich die Fähre noch nicht kenne. Das Wäldchen iſt aber von keiner Seite anders zu erreichen, als daß man über das Waſſer kommt, denn es ſteht auf einer großen Inſel, die von zwei Dnjeprarme nmſpült wird. Hier lebten 120 Jahre lang etwa 30 deutſche Hofbeſitzer. Während des Krieges wurden dieſe unſchuldigen Ackerbauer infolge der verblendeten Hetze gegen Leute deutſcher Abſtammung vertrieben. Nur dank dem Umſtande, daß unter dem Zarenregime alles langſam und meiſt zu ſpät kam, was am grünen Tiſch geplant wurde, wohnten die meiſten ehemaligen Hofbeſitzer noch als Pächter auf der Inſel, als die Revolution ausbrach. Etwa 15 Familien ſollen auch jetzt noch auf der alten Scholle ſein. Die andern ſind ungern gewichen. Ja, das Zarenregime hat uns im Kriege verheißen, daß wir Deutſchen mit einem Schubkarren in die Tundren Sibiriens wandern würden. Wofür? Hatten wir je Anteil an der Politik Deutſchlands?

Ich muß an mich halten. Ich will mich nicht ereifern; denn ich bedarf der Ruhe. Aber man iſt ſchon zu ſehr hineingeriſſen in das große Geſchehen unſerer Zeit Es muß ja ſo ſein, daß wir bewußt anteilnehmen an dem Neuwerden der Zuſtände. Solch ein Krieg, wie der große Weltkrieg, muß ja alle bisherigen Zuſtände umwerfen. Der Krieg hat das Denken umgeſtellt, hat das Gefühl revolutioniert. Unſere Welt iſt verrückt, von der Stelle weggerückt worden. Nun wiſſen wir nicht, wie wir uns neu einrichten ſollen. Da kommen die Bolſchewiki und wünſchen Anpaſſung an ihr Regime. Bald darauf kommt irgendein General daher und verlangt Gehorſam für ſeine Befehle. So hatten wir ein Regime nach dem anderen. Auf das Zaren-Regime folgte die Kerensky-Regierung, dann die nationaliſtiſch-ukrainische Rada-Regierung, die wieder geſtürzt wurde von den Okkupatiensmächten zu Gunſten einer autokratiſchen Hetman-Herrſchaft. Mit dem Abzug der Deutſchen war auch ſie wie der Schnee vor der Märzſonne

verſchwunden. Kurze Zeit hielt ſich nun das ukrainiſche Petljura-Regiment, bis die Bolſchewiki abermals die Gewalt an ſich riſſen. Dann begannen Griechen und Franzosen die Beſetzung, und Banden aller Schattierungen beherrſchten hier und dort ein Gebiet für ſich. Wieder zogen die roten Regimenter bei uns ein, und wieder wichen ſie neuen Herrschern mit neuen Verheißungen. Jedesmal ſoll die Bevölkerung ſich der jeweiligen Herrſchaft unterwerfen und anpaſſen. Jede beſchimpft und verhöhnt die vorangegangene und fordert deren Bekämpfung. Wen wundert's, wenn keine mehr Anſehen gewinnt, denn wie bald iſt jene neue vertrieben, und dann muß auch ſie als die ſchlechtere gelten.

Wir ſind wie auf einer Drehbühne, die nicht zum Stehen gebracht werden kann. Bild folgt auf Bild vor den Augen Europens. Wir aber ſind es, die handelnd darſtellen müſſen. Was letzter Wahlſpruch, neueſte Farbe erfordert, will der Zuſchauer ſehen. Könnten wir im Zuſchauerraum ſitzen und dem bunten Spiel zuſehen, dann würden wir nach der 3. oder 5. Handlung müde heimgehen und ausruhen, wie es die Leute tun dort, wo es regelrechte Theater gibt. Nun aber gehören wir mit zu den Darſtellern, und die Drehbühne hält nicht an nach dem 3. oder 5. Szenenwechſel. Wir ſpielen weiter, fort und fort. Es iſt so wie in jenem Märchen von den verhexten Tänzern, die immerzu tanzen müſſen, ohne je aufhören zu können.

Ich wollte ausſcheiden aus der Reihe der Darſteller, wollte die Bühne verlaſſen, aber ich ſehe ein, daß es unmöglich iſt. Die Bühne verlaſſen, hieße Rußland verlaſſen. Wer ſagt mir, wie ich aus dieſem Hexenkeſſel herauskomme?

Vielleicht darf ich ſolch ein Verlangen nicht tragen. „Unſer Schickſal" iſt das Drama, das wir ſpielen. Möglicherweiſe muß eine der tauſend Rollen gerade ich ſpielen. Vielleicht bin ich nicht bloß Statiſt. Ich weiß nicht, wo die Regie iſt. Niemand weiß es. Als ich hier einen Platz zum Ausruhen ſuchte, ſpielte ich vielleicht gerade die Rolle, die mir zugedacht war. Wollte ich denn müßig ausruhen? Wollte ich nicht an eine ſchwer aufbauende Arbeit gehen? Wir wollen Lehrer heranbilden. Ich freue mich auf dieſe Arbeit! Wir brauchen Führer, die unſer Koloniſtenvolk das Leben bejahen lehren.

Auch der deutſche Koloniſt, der bisher allem Weltgeſchehen fremd gegenüberſtand, iſt durch den allgemeinen Aufruhr aufgeſchreckt worden. Er hat nicht mehr die Steppenruhe, lebt nicht mehr in der Weltabgeſchiedenheit, wie ehemals. Die Not lehrt uns neue Wege gehen, lehrt auch uns den Herzſchlag der Welteinheit fühlen.

Wenn ich die Kennzeichen der letzten Entwickelungsphaſe Rußlands zu deuten verſuche, ſo ahnt mir von kommenden Ereigniſſen, die noch verhängnisvoller werden können als alle, die wir erlebt haben. Die politiſche Atmosphäre iſt ſchwül: es muß eine Entladung kommen. General Denikin glaubt, das Rad der Geſchichte zurückdrehen zu können. Wie übel iſt er beraten! — — —

Ich habe ſoeben durchgeleſen, was ich heute in mein Tagebuch geſchrieben habe und ſehe ein, daß es ſchwer iſt, ſein Denken uud Fühlen freizuhalten von dem politiſchen Geſchehen unſerer Tage. Unſer Kampf ſteht nicht im Zeichen ruhiger Ueberlegung, ſondern im Zeichen leidenſchaftlicher Gefühle und erregter Gemüter.

* * *

Chortitza-Roſenthal, am 20. September.

Ich war auf der Inſel. Die Fähre iſt nur eine halbe Stunde entfernt von unſerm Haus auf der Höhe des Abhangs hinterm Birnbaum. Eine Breſche in dem hohen Felsufer iſt der Ankerplatz für das Fährboot.

Lautlos ſtill war es, als mich der ſchweigſame Fährmann hinüberruderte. Es war faſt die Stimmung von Böcklins „Toteninſel“. Ich ſtieg am Inſelufer aus und ſchritt ſchwer durch den tiefen Sand dem Föhrenwalde zu. Nachdem ich den Fahrweg verlassen hatte, ging ich auf feſtem Boden. Plötzlich ſtand ich vor alten Befeſtigungswällen. Ich erinnerte mich an die Sjetsch der Saporoger, die vor zwei Jahrhunderten auf dieser Insel ihren Sammelplatz hatten Deshalb galt ja auch die Insel als historisch. Gogol hat in einer ſpäteren Zeit die Erinnerung an die Sjetsch in das rosige Licht der Poesie getaucht. Seither

erſcheinen die Saporoger in der Schilderung der Sjetſch als Nationalhelden. Der Geſchichtsforſcher weiß jedoch, daß jene Helden gerade ſolche Inſurgenten geweſen ſind wie die Bandenführer unſerer Tage. Webt nicht um Machno ſchon jetzt ein Sagenkreis im Volke, wie um Taras Bulba, dem Saporoger . . ?

Es war ein heißer Herbſttag geſtern, und die Föhren entwickelten einen ſtarken, harzigen Duft, der meine Sinne wohltuend berauſchte. Es bedurfte eines entſchloſſenen Aufrufs an die Willenskraft, um mich ſelbſt zum Verlassen des Waldes zu bringen. Das war der Bann des Waldes. Wieder zieht es mich heute dahin. Wonneſam ruht es ſich auf dem trockenen Grund unter den Bäumen. Der Allnatur verwebt fühle ich mich. Die baumlose Steppe gefällt mir nicht mehr. Hier habe ich inmitten der Steppe Wald, Strom und Felsgeſtade. Im klaren Waſſer bade ich. Ich komme in innige Fühlung und Harmonie mit der Natur.

Das ſöhnt mich aus und heilt das Weh, das ich über unſere Zeit empfinde. Das gibt mir auch Freude zur Arbeit. Und wenn ich in ſolcher Verfaſſung vor meiner Klaſſe ſtehe, dann fliegen mir die Herzen der Seminariſten zu wie Tauben, denen man Körner ſtreut.

Ich werde genügſam und beſchränke mein Tun auf einen engen Kreis. Es iſt nicht mehr zu überſehen, wie weit ins Große die Folgen der ruſſiſchen Revolution ſich erſtrecken. Wir ſind hier in der Steppe und können von hier aus die Welt nicht organisieren, wenn wir auch ahnen, daß die Menſchheit ein großes Ganzes ſein ſollte und ſein muß.

Um uns iſt Ruhe. Aber wer vermag zu ſagen, ob es die Ruhe vor einem neuen Sturm iſt oder den Anfang einer dauernden Entwickelungsrichtung bedeutet? Ich mag nicht prophezeien, und doch ſpreche ich es manchmal im Hinblick auf die Zuſtände um uns her aus, daß das Horoskop für unſere nächſte Zukunft auf Schwingungen, alſo auf ſchwerwiegende Ereigniſſe deute.

Die meiſten deutſchen Koloniſten begrüßen die Regierung des Generals Denikin, überſehen aber den wachſenden Unmut der ruſſiſchen Bauern. Sicherlich iſt Denikin weniger abhängig von dem Wohlwollen einiger deutſcher Koloniſten als von der Haltung der ruſſiſchen Dorfbewohner.

So gerne möchte ich mich um alles andere nicht kümmern, nur meine positive Arbeit tun. Aber ist dies Nicht-erkennen-wollen vielleicht auch vergleichbar mit dem Verhalten vom Vogel Strauß, wenn er bei Gefahr den Kopf in den Sand steckt? Aber man sieht ja nur, daß alles schief geht, ohne das mindeste daran ändern zu können, denn Vernunft predigt man in unserm Lande zurzeit umsonst. Erst muß die Ernüchterung kommen.

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 21. September 1919.

Sie sind da!

Wer sie sind und für welche politische Losung sie kämpfen — das weiß niemand von uns. Alles was wir sehen, ist brutaler Wahnsinn, ist Raub, Mord — einen Deutschen, namens Dick, sah ich schon erschlagen liegen jenseits des Baches — ist Schrecken in steigender Potenz . . . Ich höre sie wieder vor der Tür — —

Abends. Zerknüllt hole ich meine Notizblätter hervor aus dem Versteck. Wie sieht es in meinem Zimmer aus! Die Schranktüren stehen offen, die Schiebladen des Schreibtisches liegen auf dem Fußboden. Der Inhalt liegt zerstreut umher, soweit er nicht mitgenommen wurde.

So sieht es nun im ganzen Hause aus! Wir haben kaum noch Lust, die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

Wir sind alle sehr aufgeregt. Mein Freund, in dessen Haus ich wohne, zwingt sich zur Ruhe. Auch seine Frau, ein tapferes Weib, beherrscht sich, wiewohl sie den Kleiderraub und den Verlust der Wäsche ihres Mannes sehr hart empfindet; sie weiß, daß dies alles nicht ersetzt werden kann.

Aber es steht noch Unersetzlicheres auf dem Spiel. Wir haben genugsam erkannt, wie lose die Kugel in den Mordwaffen dieser Eindringlinge sitzt. Wir fühlen und wissen, daß diesen Menschen unser Leben nicht

wertvoller erſcheint als einem Sonntagsjäger das Leben eines Haſen. Es gibt keine Schonzeit für uns, wie ſie in einem geordneten Staate für Menſchen in den Pauſen von einem Kriege bis zum andern doch beſteht. Wen kümmert es, wenn wir unſer Leben einbüßen! Die älteſte Tochter meines Freundes, ein phantaſiebegabtes deutſches Mädchen, empfindet anſcheinend in aller Gefahr etwas von Abenteuerluſt, die ihren 14 Jahren zugute gehalten werden muß. Die kleine Achtjährige iſt infolge vieler Krankheiten ernſterer Natur. Oft blickt ſie mit tiefen blauen Augen den Eltern ins Geſicht: ſie ſtudiert ihre Mienen und weiß offenbar nicht recht, ob ſie wirklich ganz geborgen iſt bei Vater und Mutter. Feinſinnig ſpürt ſie das Zittern der ſeeliſchen Atmoſphäre im Hause, nervös ſpielen die Fingerſpitzen mit den Enden ihrer langen, dicken blonden Zöpfe. Großmutter begreift die ganze Tragweite unſerer Situation noch nicht. Ungehalten iſt ſie über den frechen Beſuch. Ein Muſter der ordnungliebenden deutſchen Hausfrau muß ſie dulden, daß ihre Kommode, wo jedes Schächtelchen ſeit Jahr und Tag ſeinen beſtimmten Platz hat, durchſucht wird. Sie muß zuſehen, wie die Eindringlinge, vorgeblich nach Waffen ſuchend, in den Schubladen kramen. „Halt“ ruft ſie plötzlich dazwiſchen. „Ich will Ihnen ſelber alle Schachteln öffnen und jedes Dlng zeigen.“ Sie ſieht, daß alles durcheinander gebracht wird, Sie iſt alt. Schon müde blicken die Augen. Sie erkennt die wilden Geſichter nicht. Sie hätte jenen Ruf ſonſt nicht gewagt. Sie verſteht zudem kein Wort ruſſiſch und begreift nicht, wie drohend ſie fluchen und ſchimpfen. Sie greift ſteuernd ein bei dem Wühlen unberufener Hände.

O wie dieser Widerſpruch die verwegenen Räuber reizt! Einer faßt ſeine Knotenpeitſche und ſchickt ſich an, die Alte zu ſchlagen. Da bitten Sohn und Tochter für die Mutter und reden dann auf dieſe ein, das Unabwendbare geſchehen zu laſſen. Da ſagt ſie kurz in ihrem Plattdeutſch: he wöat nich ſchlone. (Er wird nicht zuſchlagen). Sie hat manchen Tand im Laufe des Jahres als Andenken für ſich zurückgelegt. Sie will nicht leiden, daß ihrem Alter keine Achtung gezollt wird, daß vieles in die Taſchen der Räuber wandert, vieles auf den Fußboden geſchleudert und zerſchmettert wird.

Sie gebietet Einhalt. Das iſt zu viel!

„Tritt zurück, alte Hexe!“ ruft ein Bandit und ſchwingt das Gewehr von der Schulter. Er richtet den Lauf auf die Großmutter. Da tritt mein Freund vor und lenkt auf dieſe Weiſe den Mordbuben auf ſich. Er bittet für ſeine Schwiegermutter. Fluchend ſtößt jener die Frau mit dem Gewehrlauf nieder; ſie ſtürzt zurück und ſinkt wie geiſtesabweſend hintenüber.

Wie bei heiterem Wetter eine Heuſchreckenwolke auf einen Getreideacker verheerend niederfällt und in wenigen Stunden die Ernte mit Halm nnd Aehre vernichtet, — ſo ſind wir mitten im vermeintlichen Frieden überfallen worden.

Ich kann mir kaum Rechenſchaft darüber geben, was heute war. Das Erlebnis iſt ſo groß, daß es mir vorkommt, als ſei der Tag endlos. So weit zurück liegt alles, was frühmorgens geſchah.

War es denn heute, als mein Freund mit mir das Phänomen der Steppe, den Sonnenaufgang, begeiſtert ſchaute? Und war es heute, als wir im Seminar in außergewöhnlich gehobener Stimmung waren und ich Gedichte vortrug? — Ja, es war heute!

Am Nachmittag ging ich dann hinaus, um die hundertjährige Eiche, einen außergewöhnlich hohen Baum, zu beſehen. Dort war es, als wir plötzlich einen Kanonenſchuß hörten. Beim zweiten horchten wir erregt auf, und begaben uns beim dritten auf den Heimweg. Es ahnte uns nichts Gutes. An der erſten Wegkreuzung ſtoßen wir auf Reiter und Droſchken mit Dreigeſpann, die alle im wilden Tempo unſerem Orte zuſtreben. Eine endlos lange Staubwolke zog hinter ihnen her, daß wir das Ende des Zuges nicht abſehen können.

Bald löſen ſich zwei Reiter von der erſten Gruppe und ſprengen uns entgegen. Wir verharren auf dem Fleck reglos, ſchreckgebannt. Bald tänzeln zwei Pferde vor uns. Roh werden ſie geführt. Die Männer auf ihrem Rücken faſſen die Zügel kurz, daß die armen Tiere das Maul auftun und ihre geſchwollene Zunge zeigen. Jeder Reiter hat trotz der warmen Witterung eine große langhaarige Pelzmütze auf, die keck nach einer Seite neigt, während auf der anderen lange Locken drohend auf und niederſchweben. Das macht das ſtaubbedeckte Geſicht gefährlich verwegen. Aus den Augen bricht wilde Zügelloſigkeit. Die grellen

Farben der Kleider verschärfen die Wirkung der kecken Haltung und den wilden Ausdruck des Gesichts. Waffen haben sie: Ueber der Schulter hängt das Gewehr, an der linken Seite baumelt der Säbel, die Pistolen stecken im Gurt. Während die linke die Zügel faßt, schwingt die Rechte eine dreistriemige Knotenknute. Sie saust während unseres Verhörs nieder auf die Rippen und Flanken der Tiere, daß sie keuchend stöhnen. Das gibt den Reitern Anlaß zu fluchen, wie man es nur in Rußland hören kann.

Mit vieler Mühe überzeugen wir sie davon, daß wir Lehrer sind. Lehrer zu sein, ist offenbar nach ihren Begriffen nicht das größte Uebel. Der Bauernstand der deutschen Kolonisten ist jedenfalls strafbarer als der Lehrerstand.

Mit einer Drohung sprengen sie davon. Wir suchen versteckte Wege, die uns durch Gärten und Zäune endlich nach Hause bringen.

Der ganze Ort ist in Aufregung. Es liegt eine Angst und ein unheimlich drohendes Verhängniss in der Luft. Ein Nachbar läuft zum andern, und jeder glaubt, am meisten gelitten zu haben. — Wir sind tatsächlich mehr verschont geblieben, als die Häuser, die an der Hauptstraße stehen. Aber wie lange? Der Ort füllt sich immermehr mit diesen Horden. Die Höfe sind voll Wagen und Reitern. Sie besitzen, was ihnen gefällt. Auch unser Leben gehört ihnen. Ob sie lange bleiben? Man sieht von unserem Hause aus einen endlos langen Zug, wie er sich aus dem Ort hinausbewegt nach dem Dorf, das unmittelbar am Djnepr liegt. Sie wollen wohl dort über die große Djneprbrücke. Ich höre Stimmen im Hausflur. Mein Freund spricht. Eindringlinge fluchen. Er weicht ihrer rohen Gewalt. Brutale Gesellen, keiner Vernunft zugänglich! Sie kommen! Weg mit dem Heft!

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 23. September 1919.

So! Ich bin wieder zurückgekehrt in unser Haus. Es ist doch ruhiger hier oben, als in den Straßen da unten, wo der Strom durchziehender Bewaffneter nicht aufhört.

Ich lebe. Kaum iſt es zu glauben, daß man ſich retten konnte. Ich ſchreibe im Finſtern. Licht würde uns hier oben hinter den Birnbäumen verraten. Es tritt immerhin von einem Auftritt zum andern oft eine Pauſe von einer halben Stunde ein. Ich muß mir's vom Herzen herunterſchreiben, ſelbſt wenn ich es ſpäter auch nicht alles entziffern könnte. Mir iſt beim Schreiben, als ſpräche ich mit jemand, der dies alles nicht erlebte, deſſen Seele alſo frei iſt, um mir einen Teil des allzu Schweren abzunehmen. Vielleicht ſtürmt die Fülle der Erlebniſſe ſtärker auf mich ein als auf andere; ich muß mich losſchreiben von der Laſt.

Wo war ich? Habe ich geträumt, was mir ſo ſchwer im Gemüte liegt? Ich entſinne mich nun ganz genau des Vorgangs. Die Töchter meines Kollegen kamen geſtern zu mir und baten mich, in ihr Haus zu kommen. Der Vater war geflüchtet, weil man ihm am erſten nachſtellen würde. Sie wüßten nicht, ob er entkommen oder vielleicht auch in ihre Hände gefallen war.

Es gab keine Ueberlegung für mich. Es war ein weiter Weg dorthin. Ich fand die Frau mit ihren drei erwachsenen Töchtern und dem 15jährigen Sohn in einem troſtloſen Zuſtande. Sie waren beſonders ſchwer getroffen. Ihr Haus war größer und ſchöner als die meiſten Nachbarhäuſer, ein zweiſtöckiges Einfamilienhaus im weſteuropäiſchen Vorſtadtſtil. Es hatte die meiſten Banditen, die nun zu Tauſenden unſeren Ort erfüllten, herbeigelockt. Sie liefen hier in Scharen ein und aus. — Ich gehe durch die Zimmer, die ich noch vor wenigen Tagen ſo gaſtlich und wohnlich ſah. Die Kleider- und Wäſcheſchränke ſind leer, die Schubladen der Kommoden aufgezogen. Auf dem Fußboden liegen die ausgeſchütteten Bettfedern, die beim Windzug auffliegen, ſich auf Haar und Kleider ſetzen. Wüſt iſt alles. Einmal ſcheint es, als ob die letzten das Haus verlaſſen. Wir treten zuſammen, und ungewollt faſſen ſich unſere Hände. Das ſtärkt unſeren Mut.

Da erſchallen barſche Rufe vom Hofe her. „Wo iſt der Hauswirt!“ Ich trete vor. Es ſind Reiter, die Einquartierung begehren. Der Hof füllt ſich mit Reitern und Wagen. Es iſt ein Schreien und Fluchen, ein Brechen an Zäunen, ein Raſſeln mit Waffen, daß unſere Faſſung ins Wanken kommt, die Nerven zittern. Die Familie umdrängt mich ratlos. Die Töchter werfen ſich mir um den Hals. „Sie kommen“!

„Helfen Sie uns"! „Es iſt aus mit uns"! Von mir erwarten ſie Hilfe, drum vermochte ich in dieſem Augenblicke mehr, als ich je geglaubt hätte. Der Gedanke, daß ich helfen, daß ich einen Ausweg finden muß, reißt mich heraus aus dem Gefühl der Hilfloſigkeit. Ich glaube ſelbſt an mich. Ich kann meine Erregung zügeln, kann ihnen Troſt zuſprechen, ohne wirklich zu wiſſen, wie Hilfe gebracht werden kann, denn ein Widerſtand muß hier ebenſo nutzlos ſein, wie Don Quichotes Kampf gegen die Windmühlen.

Ich möchte mir gern den ſeeliſchen Vorgang erklären. Es war wohl das dumpfe Gefühl: dies iſt der Höhepunkt unſerer Leiden, weiter geht es nicht: mehr können wir ſeeliſch nicht ertragen; jetzt muß es abnehmen; eine Entſpannung muß eintreten — oder es gibt einen Ruck, und wir ſind über die Grenze der Möglichkeit einer noch höheren Anſpannung hinaus . . .

Aber ich habe in der Folge einſehen müſſen, daß der Menſch mehr zu ertragen vermag, als er ſich im normalen Zuſtand vorſtellen kann. Bald ſtrömen polternd und fluchend neue Banditen ins Haus. „Aha", triumphieren ſie, „hier ſind wir im Hauſe eines Reichen. Wo iſt der Hausherr?" Mit erzwungener Ruhe erkläre ich: Hier wohnt ein Lehrer, ein Mann im Dienſte des Volkes. Er iſt in Schulangelegenheiten nach der Stadt gefahren und hat bisher nicht zurückkehren können. Ich bin Mitbewohner dieſes Hauſes". Sie glauben es nicht, zerſtreuen ſich aber beutegierig in alle Zimmer.

„Da ein Klavier! Wer ſpielt darauf? Hierher, ihr Dirnen, spielt uns vor!" Die zweite Tochter des Hauſes, ein tapferes Mädchen, ſcheint niemand zu fürchten. Wahrlich, ſie ſieht heldiſch aus, als ſie, ihren Blicken trotzend, ans Klavier tritt. Sie öffnet das erste zur Hand gelegene Notenbuch und ſpielt aus einer Bach-Arie, während staubbedeckt die wilden Geſellen rund herum Platz nehmen. Zurückgelehnt, die Beine vorgeſtreckt, hören ſie mit verſchränkten Armen einen Augenblick zu; dann aber ſpringen ſie auf mit dem ſogenannten dreiſtöckigen Fluch von der genotzüchtigten Mutter Gottes. Einen frohen Tanz begehren ſie, eine Polka Mazurka. Das Mädchen behauptet, keine Tanzmelodie ſpielen zu können. Sie

tritt zurück vom Klavier in furchtbarer Erregung, denn die Töne der Muſik greifen an die tiefſten Tiefen der Seele und drohen die ſeeliſche Spannung, mittels deren wir uns Beherrſchung aufzwingen, zu löſen, was einer Verzweiflung gleichkommen muß.

Alle Zimmer ſind angefüllt von Räubern. Die Gier nach Koſtbarkeiten beherrſcht ſie reſtlos, und jeder will dem andern zuvorkommen. — Es wird Abend, und Licht begehren ſie. Man ſieht ſie in Gruppen am Büffet, wo ſie Gläſer herauslangen und am Fußboden zerſchmettern. Wenn ein Gegenſtand ſilbern ausſieht, verſchwindet er in der Taſche oder dem Vorhemd. Andere ſuchen den Bücherſchrank ab. Die Bücher werfen ſie von den Brettern oder vergnügen ſich damit, ſie aus den Einbänden zu ſchleudern. Einer hämmert an der Nähmaſchine; andere ſchneiden das Tuch von der Sofapolſterung. Immer wieder werden Schränke, Kommoden und Betten durchſucht.

In der Speiſekammer und im Keller iſt ein wüſter Tumult. Sie fordern dort in dieſer Jahreszeit den ganzen Wintervorrat an eingemachtem Obſt. Sie koſten von allen Speiſen und werfen, was ſie nicht aufeſſen, zum Fenſter hinaus.

Wir ſtehen dabei und denken: dieſes oder jenes, was wir brauchen, bleibt vielleicht unbemerkt. Man hat bei der ſtets unſicheren Zeit einige Verſtecke, aber kein Raum, kein Eckchen bleibt verborgen. Schließlich geht uns das in dieſem Augenblick nicht ſo hart an, Das Leben ſteht auf dem Spiel. Dann wird der Beſitz wertlos. Wir wiſſen auch, daß durch Einſpruch gar nichts zu retten iſt.

Die hereinbrechende Dunkelheit verſtärkt das drückende Gefühl. Es iſt ſchrecklich und unheimlich zugleich. Wir treten hinaus vor die Haustür und hören Schreien, Rufen, Schüſſe, Wehklagen. Selbſt die Tiere werden unruhig. Kühe brüllen, Schweine grunzen. Wäre erſt die ſchwarze Nacht vorbei!

Da kommen zwei Reiter im geſtreckten Galopp auf den Hof. Wüſte Geſellen. Einer ſteigt ab und tritt auf mich zu in einer Weiſe, als begehre er meinen Kopf. Er durchſucht meine Taſchen, behält Meſſer, Uhr, Zündhölzchen und forſcht lange, wer ich ſei. Er ſieht, daß ich der Vater dieſer Familie nicht ſein kann und verlangt den Hausherrn zu ſprechen. Er iſt nicht hier. Aus den Augen des Inquiſitors bricht wilde

Wut. Er vermutet Vater und Söhne in den Reihen der Kadetten — ſeiner Gegner. Ich ſoll dafür büßen. Zuvor ſoll ich mit Namen nennen, wer als Freiwilliger bei General Denikin dient. Tatsächlich weiß ich keinen einzigen bei Namen, denn wenige Tage erſt bin ich in dieſem Orte. Man hält meine Ausſagen für Ausflüchte und meinen Ausweis für gefälſcht. Man droht mir den Tod an mit der zyniſchen Redensart, mich in das Generalquartier Duchonins, eines im Kriege verhaßten und während der Revolution umgebrachten Generals, zu befördern. Dieſe Drohung wiederholen ſie oft, damit ich die deutſchen Freiwilligen ausgäbe. Ich kann niemand nennen; ſchließlich ſagen ſie mir, daß ſie mich zu Väterchen Machno bringen werden, der nicht lange zu fackeln pflege.

Jetzt begreifen wir, wer dieſe unzähligen Horden anführt. Machno hatte ſchon als Verbündeter der Bolſchewiki in dieſem Ort fünf Wochen lang ſein Quartier gehabt. Es war im Sommer geweſen, als hier die Front gegen Denikin gehalten wurde. Schon damals hatten ſich ſeine Leute durch Roheit ausgezeichnet. Bald nachher wurde er abtrünnig und ſchlug ſich dann ſowohl mit den Freiwilligen als auch mit Bolſchewiki. Aber alle loſen Elemente der Ukraina halten zu ihm. Machno! Wer kennt nicht dieſen Namen, der jedenfalls noch durch Geſchlechter hindurch als Schreckgeſtalt in der Erinnerung fortleben wird. Der Kriegs- nnd Revolutionszuſtand hat zu Tauſenden Menſchen auf die Bahn des Raubes und des Mordes gedrängt. Sie alle halten zu ihm wie zu ihrem Räuberhauptmann. Machno will alle Kapitaliſten mit dem Schwerte ausrotten. Ihm ſind die Bolſchewiki, die wohl auch den Kapitalismus, aber das menſchliche Leben ſchonen wollen — jedenfalls im Prinzip — zu zahm. Seine Straße iſt mit Blut beſpritzt.

Zu dieſem Manne ſoll ich gebracht werden. Nach einiger Zeit kommen ſieben Männer ins Haus um uns mit Drohungen zu quälen, denn zu rauben gibt es nun kaum etwas mehr. Ich begreife ſehr bald, daß dieſe Wüſtlinge mich aus dem Hauſe entfernen wollen, um die Frau und ihre drei erwachſenen Töchter allein im Hauſe zu haben. Nachdem ſie mich lange mit Piſtolen bedroht haben, geben ſie mir Gelegenheit zu entfliehen. Allein wie hätte ich fliehen können, wenn die Ehre dieſer Frauen auf dem Spiele ſtand,

die ſich ausdrücklich unter meinen Schutz geſtellt haben! Ich beſchloß bei mir, nicht zu weichen, und wenn es das Leben koſten ſollte. Ich zwinge mich zur Ruhe, und verlaſſe mich auf das Mittel, das mich vor einem Jahre rettete, als ich zum Erſchießen verurteilt war. Ich habe damals erfahren, daß ich mit höchſtem Geiſtesaufwand die Mordwaffen unſchädlich machen konnte. Ich gehe alſo mit der Waffe der geiſtigen Konzentration bewußt zum Angriff vor. Ich zwinge ihnen suggestiv den Gedanken auf: Ihr tötet mich nicht! Den Gedanken, daß es für ſie unmöglich ſei, mich zu töten, ſteigere ich bis zur höchſten Potenz. Ich ſehe, wie die Mordluſt nachläßt und werde um ſo ſtandhafter. Nun merke ich ganz deutlich, wie ſie zahmer werden, wie ſich menſchliche Gefühle in ihnen zu regen beginnen. Und da ſagt ſchon einer, auf ſein Gewehr ſich lehnend, leiſe hinter meinem Rücken: „Ihnen geſchieht nichts“. Auch die anderen haben ſich beruhigt bis auf einen. Er hält den Hahn angezogen und läßt mich nicht aus den Augen. Ich ſage kaum ein Wort, aber feſt und feſter ſpanne ich den Gedanken: Du tuſt mir nichts! Die anderen beginnen, auf den Mordluſtigen einzureden, und am Ende beſchließt auch er, von mir abzuſtehen. Beim Verlaſſen des Hauſes fragt er, ob ich um 4 Uhr morgens noch da ſein würde. Ich verſprach es und ich hielt Wort. Aber jene kamen nicht. Die Nacht war ſchauerlich! Der Schlaf floh uns, wiewohl wir alle ſchon zwei Tage und eine Nacht in Aufregung gelebt und kaum etwas an Eſſen zu uns genommen hatten. Wir vergeſſen es geradezu.

Wir erſtaunten, als eine halbe Stunde verging, ohne daß neue Banditen kamen. Wir verkrochen uns alle in die Kammer neben der Küche und ſaßen oder lagen vor Ermattung und lauſchten. Daß wir die Nacht allein ſein ſollten, glaubten wir nicht. Es war Mitternacht und das leiſeſte Geräuſch zu hören. Die erregten Frauen vernahmen Schritte und Pochen, auch wenn es nicht der Fall war.

Die Räuber haben ſich zur Ruhe begeben. Sie haben es nötig, auf Raub auszugehen, wenn es finſter iſt.

Wir finden ein paar Decken, breiten ſie auf dem Fußboden aus und legen uns alle nebeneinander darauf. Gegen Morgen wird es kühl, die Nervenſpannung läßt

nach, wir fröſteln, und machtvoll kommt die Müdigkeit. Es wird wieder hell, und niemand beſucht uns. Wir begreifen die Stille nicht. Aber gegen 8 Uhr kommen wieder einzelne Trupps, die zu eſſen begehren. Sie müſſen einſehen, daß uns für ſie nichts mehr geblieben iſt. Statt Mitleid erregt daß nur Aerger nnd Wut gegen uns. Um 10 Uhr ertönen ſchrille Pfiffe, und bald ſehen wir durchs Fenſter, daß ſie abziehen wollen. Die Reiter ſammeln ſich in Trupps, und ein eigenartiges Bild bietet ſich uns. Die Droſchken ſind mit Raub vollgepackt. Die Leute haben Kleider an, die noch am Tage vorher in unſeren Schränken gehangen haben. Große farbige Tiſchdecken liegen unter den Sätteln, zu beiden Seiten hängen oft dicke Federbetten herab. Vereinzelt ſprengen ſie noch auf den Hof zurück, um möglicherweiſe noch einen goldenen Ehering oder eine Uhr zu rauben, was jedoch meiſt ſchon vorher alles abgenommen iſt. Mancher hat eine Hand voll Goldringe in der Taſche.

Ein Geſicht hat ſich mir angenehm in mein Gedächtnis geprägt. Verlegen lächelnd kam ein junger, intelligent ausſehender Menſch heute morgen an unſere Verandatür und bat um ein Stück Brot. Er bat. Daß jemand bat und nicht verlangte, war uns befremdlich. Ich ſah ihm ins Geſicht. Das war kein verkommener Menſch. Drum ging ich auf ihn zu und fragte, wer ſie eigentlich ſeien, denn geſtern forſchte ich vergebens danach. Sie waren Anhänger Machnos, aber er ſchämte ſich, auch darunter zu ſein. Die Not hat ihnen dieſen Menſchen zugeführt. Er hat vor der Entſcheidung geſtanden, ſich von ihnen umbringen zu laſſen oder ſich anzuſchließen. Er hat nie gedacht, daß er einmal Anarchiſt werden könnte. Ich mache mir Gedanken darüber, was die Umſtände aus einem Menſchen machen können. Ich erwäge, ob es nicht auch in Weſteuropa möglich wäre, daß viele brav und, wie man ſagt, gut ſind, ſolange die geſellſchaftliche Ordnung als unumſtößlich gilt, ſie aber haltlos mitgeriſſen werden, ſobald die Ordnung durchbrochen iſt.

Die Töchter des Hauſes treten an mich heran und wir ſtellen an uns die bange Frage, was der heutige Tag bringen würde. Unſere Blicke ſuchen den Weg ab, der von Weſten kommend, in unſer Tal führt. Den Weg waren geſtern unſere Peiniger

gekommen. Er war leer. Wir hoffen, daß nun die Gefahr vorüber iſt. Meine Schützlinge atmen auf. Wir begrüßen den ſonnigen Sonntag wie Neugeborene. Freilich lag der Schreck noch in den Gliedern. Auf der Straße ertönen noch ab und zu Rufe, Pfiffe und Schüſſe. Es waren die Letzten, die Zurückgebliebenen. So glaubten wir.

Eine halbe Stunde fühlen wir uns uns ſelber zurückgegeben. — Plötzlich aber erſcholl des Nachbars Stimme an unſerm Fenſter: „Sie kommen ſchon wieder! Dieſe Nacht hat es fünf Tote gegeben", fügte er hinzu und rennt in großen Sprüngen wieder auf ſeinen Hof.

„Fünf Tote"? geht es von Mund zu Mund. Wir ſpähen auf den Weg. Wie ein ſchwarzes Ungetüm drängt es zu uns herab ins Tal. Wir ſehen es mit wachſendem Grauen. Lange ſtehen wir — es deucht uns lange zu ſein — und ſehen unverwandt auf den Zug, ob er wohl ein Ende nimmt. Aber ſelbſt nach einigen Stunden iſt der Weg immer noch voll Reiter und Fuhrwerke. So iſt das Maß unſerer Leiden noch nicht voll?

Es währte nicht lange, ſo waren alle Straßen, alle Höfe, alle Häuſer von neuem angefüllt von dieſen Geſellen.

Wir haben wieder Beſuch im Hauſe. Aber heute konnte die Beutegier nicht mehr geſtillt werden und das bringt ſie in Wut, die wir entgelten ſollen. Unſere Situation iſt heute viel bedrohter als geſtern. Um 10 Uhr etwa kamen drei Männer, deren finſtere Mienen uns beſonders unheimlich erſchienen. Die Abweſenheit des Hausherrn und das ſtattliche Ausſehen des Hauſes ſteigerte ihre Wut. Aber merkwürdiger Weiſe fluchten und ſchimpften ſie nicht ſo wie die meiſten es vorher getan hatten. Das war ein Ventil für ihre innere Erregung geweſen, und darum ſchienen mir die lauten Geſellen nicht ſo gefährlich, wie dieſe verbiſſenen Geſichter. Sie platzten nur ein paarmal heraus. „Das iſt hier ſo richtig das Brutneſt eines Bourgeois" und „Arm nennen ſich dieſe Leute". Nun wurden ſie des fünfzehnjährigen Sohnes gewahr und befahlen ihm, in das anſtoßende Badezimmer zu gehen. Als eine Schweſter den kleinen Dolch erblickte, den der finſter blickende Menſch bereit hielt, was wir anderen bisher überſehen hatten, erriet ſie

die Gefahr und trat ſchützend vor den Bruder. Da erhob er ſeine Hand und zückte den Dolch gegen ſie. Nun begriff auch ich die drohende Gefahr und redete auf den Mordbereiten ein. Es gelang mir nur mit großer Mühe, ihn von ſeinem Mordplan abzubringen mit demſelben Mittel wie geſtern: mit der Suggeſtion, d. h. mit dem Entgegenſetzen meines Willens, der ſeinen Willen von ſeinem Entſchluß entwaffnete. Wie vertriebene Beelzebuben wichen die finſteren Geſellen aus dem Haus. Es war bereits ihr zweiter Beſuch, und ſie drohten mit einer Wiederkehr. Ich konnte nun nicht mehr daran glauben, daß ich ſie noch einmal würde hindern können, denn ich war zu sehr abgemattet. Die seelische Spannung war so groß gewesen, daß ich mich aus der Ermattung nicht nochmals zur früheren Stärke der Willenskraft hätte aufraffen können.

Der Junge war von der unmittelbaren Todesgefahr so von der Angst gepackt worden, daß wir ihn kaum beruhigen konnten. Wir mußten an Flucht denken und das Haus preisgeben. Was nützte unsere Anwesenheit? Wir konnten doch nichts retten. So beschlossen wir, im Schutze der Gärten zu flüchten. Jeder raffte eilig ein Bündel zusammen und dann stahlen wir uns davon. Kaum waren wir im Schutze der ersten Bäume, da kamen dieselben Gesellen abermals auf den Hof Wir sahen sie und fürchteten erkannt zu werden. Wir fühlten, daß uns der Tod auf den Ferſen war. Ein paarmal glaubten wir uns verfolgt. Atemlos verharrten wir dann lange Minuten hinter Baumſtämmen oder Büschen, bis wir überzeugt waren, daß die Bewaffneten, die uns gesehen hatten, in irgendeinem Hofe verschwunden waren. Plötzlich aber hörten wir deutlich in der Nähe ein Geräusch im Gebüsch. Mit fast erstarrtem Blut bleiben wir stehen und sehen uns an: mir scheint es jetzt in der Erinnerung, als hätte in den Augen der Frauen der Abschied vom Leben gelegen. Die bange Erwartung ließ die Minute zu einer Ewigkeit werden. So relativ ist auch das Zeitmaß. Wir haben nur eine relative Vorstellung vom Absoluten.

Statt eines Schußes aber oder eines triumphierenden Rufes hörten wir auf einmal eine Flüsterstimme aus dem Busche, die zu uns in deutscher Sprache sprach:

„Verlaßt auch Ihr euer Haus"? Meine Schützlings erkannten die Stimme. Es war ein Nachbar aue unserem Ort.

„Ich bin schon drei Stunden in dieſem Versteck", erzählte er leise. „Die Menschen, die bei mir übernachteten, und denen wir zu essen gaben, was wir hatten, die in unseren Betten ſchliefen, sie wollten mich heute morgen erſchießen. Der Schuß ging fehl Ich floh in die Gärten. Mich quält nun der Gedanke, was aus meiner Familie geworden ist. Haben Sie meine Frau und meine Kinder gesehen?" fragte er angstvoll.

Nein, wir hatten niemand gesehen.

„Meine Stiefel", erzählte er, auf seine bloßen Füße deutend, „mußte ich ausziehen und ihnen geben. Ich sollte mein vergrabenes Gold hergeben. Wir Deutschen sollen alles haben: Gold, Geld, Kleider — alles unbegrenzt viel", fügte er bitter hinzu.

Er versuchte, sich aufzurichten: er stöhnte. Sie haben seinen Rücken mit Knuten zerschunden, damit er versteckte Sachen hervorhole. Ich wandte mich ab, um meine Rührung zu verbergen. Was hat man vor mit uns? Wo ist Rettung? Ich sehe keine! Wir sind verloren!

Wie Diebe müssen wir uns weiter fortſtehlen. Lange kauern wir auf einer Tenne hinter einem Strohhaufen, bis der Hof für einen Augenblick frei wird. Das Wohnhaus hindert den Ausblick nach der Straße. Im Hauſe ſteht eine Witwe mit zwei halb erwachseuen Kindern. Die Tochter beſucht mein Seminar, und ich erkenne ſie wieder, aber wie verändert iſt ſie! Auf ihren jungen Augen liegt ein namenloses Leid. Blaß und verſtört ſehen auch die anderen aus. Nie erlischt der Stempel des Leides aus dieſen Geſichtern und wenn ſie alt werden ſollten. Oder ſind wir alleſamt zu frühem Tode beſtimmt?

Unſer Ziel iſt das Lehrerſeminar, wo ein Lehrer wohnt, der ein naher Verwandter meiner Schützlinge ist, Wir müſien über die Straße gehen. Dort aber ſind die Anarchiſten. Wir müſſen es wagen. Niemand ſpricht uns an. Wir ſehen wohl wirklich nicht aus wie Bourgeois-Kapitaliſten in unſeren an Stachelzäunen zerrissenen Kleidern.

Im Seminar kommen wir uns geborgen vor, denn nach dem entlegenen leeren Schulhaus lockt es

niemand von den wilden Menſchen. In einem Kellerraum, der ein mattes undurchſichtiges Fenſterglas hat, wollen meine Schützlinge bleiben. Schmale Bänke ſtehen darin. Darauf wollen ſie ſchlafen. Mir bleibt nichts mehr für ſie zu tun übrig, als mich von Zeit zu Zeit von meiner Wohnung hierher zu ſchleichen und Ihnen Mut zuzuſprechen.

Ich höre die Mitternachtsſtunde ſchlagen. Zwei Stunden haben wir Ruhe gehabt. Ich will nun verſuchen, auf meinem Bette, wenn auch in Kleidung, auszuruhen.

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 24. September 1919

Kein Menſch hat geſtern daran gedacht, daß Sonntag war. Wir kamen garnicht zur Beſinnung. Drei Tage lang ziehen die Anarchiſten nun ſchon durch unseren Ort. Viele Tauſende sind vorbeigekommen, und jeder hat geraubt. Man hat den Landwirten kein einziges Pferd gelassen. Und jetzt sollte die Wintersaat bestellt werden! Aber wer denkt an seinen unbestellten Acker? Solange die Machno-Leute bei uns sind, ist unsere einzige Sorge, das Leben zu erhalten.

Die meisten sind so gefügig, daß sie widerspruchslos ihre letzten Stiefel ausziehen und barfuß gehen. Schwerer ist für die Bauern, zuzusehen, wie man ihren Weizen wegholt, wie man das letzte Mehl den Pferden verfüttert.

Am schlimmsten ergeht es den Familien, deren Söhne in der sogenannten Freiwilligen-Armee des Generals Denikin dienen. Da gibt es keine Schonung. Gestern abend wurde ein Nachbarhof durch Feuer zerstört. Man wußte, daß der Sohn in der Freiwilligen-Armee war. Es war ein großer Hof. Auf dem Boden lag viel Getreide, das Wohnhaus war neu, Stall und Scheune waren voll von Futter, Ackergeräten und Maschinen. Ich ging an der Brandstätte vorbei. Ich

ſah Bewaffnete am Tore und auf dem Hofe, die nicht geſtatteten, daß irgend etwas gerettet würde. So wurden mehrere Häuſer vorſätzlich eingeäſchert. Nachts brannte das große ſchöne Haus des Fabrikbeſitzers ab. Weithin leuchtete der helle Schein.

Aber weit ſchlimmere Dinge geſchehen. Männer werden erſchlagen, Frauen geſchändet.

Gerüchte ſind im Umlauf, daß die Zahl der Anhänger Machnos lawinenartig wächſt. Man ſpricht von 100000 Mann. Sicherlich wiſſen dieſe unorganiſierten Anarchiſten ſelber nicht, wieviel ihrer ſind. Daß es viele Tauſende ſind, ſehen wir, denn während drei Tagen ziehen ſie ununterbrochen durch unſeren Ort über die Dnjeprbrücke. Dreimal vierundzwanzig Stunden ſind wir nicht aus den Kleidern gekommen, haben nicht geruht. Wir ſind todmüde, aber ſobald der Hund bellt, ſchnellen wir auf und lauſchen auf nahende Schritte.

In der letzten Nacht waren ſie viermal an unſerem Hauſe. Mein Freund und ſeine Frau verſtehen ſich darauf, mit ihnen zu verhandeln. Zweimal kauften ſie ſich von einem nächtlichen Beſuch los durch ein Paar Hoſen. Zweimal konnten ſie ihn nicht verhindern. Fürchterlich iſt ihr Beſuch am Tage, aber noch unheimlicher iſt ein nächtlicher Ueberfall. Wir hatten kein Oel zur Beleuchtung, und ſo tappten ſie polternd und fluchend durch die Zimmer. Sie zündeten Streichhölzer an und warfen Sie brennend in die Betten und Schränke. Wir gingen hinterher und achteten darauf, daß kein Feuer entſtand.

Es iſt ſchwer für die Eltern, vor ihren Kindern aufrecht zu bleiben. Die Kinder merken allmählich, daß die Eltern ebenſo machtlos ſind wie ſie. Das kleine achtjährige Mädchen ſteht zwiſchen uns am Fenſter, als wir auf Tritte lauſchten. Ich fühle ihr Herz ängſtlich klopfen, während wir mit größter Anſpannung hinausſehen. „Da, Vater!“ ruft ſie und klammert ſich krampfhaft an meinen Freund. Eine Geſtalt geht am Fenſter vorbei. Atemlos verleben wir eine lange bange Minute der Erwartung — und dann erfolgte der erſte Schlag an der Tür. Obwohl wir ihn erwarteten, erſchrecken wir dennoch ſo, daß wir zunächſt nicht wagen, an die Tür zu gehen. Als aber

die Schläge an Zahl und Stärke zunehmen, eilen wir, die Tür zu öffnen, um die Wut der Eindringlinge nicht zu ſteigern.

Frau Grete, die Gattin meines Freundes, hat geſtern den ganzen Tag gekocht für die ungebetenen Gäſte. Das Mehl ging aus, und ſo mußte geknetet und gebacken werden. Niemand will ſich abweiſen laſſen. Sobald drei oder vier Mann ins Haus kommen, erteilen ſie zuerſt den Befehl, ihnen eine Mahlzeit zu bereiten, und wenn ſie auch vor einer halben Stunde im Nachbarhauſe gegeſſen haben. Sie ſind gefräßig wie die Heuſchrecken.

Frau U. an der Hauptſtraße hat jetzt 50 Mann Einquartierung, die ſie zu füttern hat. Daneben muß ſie ſeit einigen Tagen täglich 5 Pud Mehl (ca. 80 kg.) verbacken. Frau Gretes Bruder mußte während der zweiten Nacht mit ſeiner Familie fliehen, weil ſein Sohn unter den Freiwilligen iſt. Wir wiſſen nicht, wo ſie ſich aufhalten. Sicherheit gibt es nirgends, denn dieſe Anarchiſten haben es auf alle deutſchen Hofdörfer abgeſehen. Das Haus der geflüchteten Familie iſt der Willkür preisgegeben. Es geht dort wie im Bienenhauſe, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht hinein-, ſondern hinausgetragen wird. Da ſchleppt einer an einem Bündel Kleider, dort wirft jemand Stühle durchs Fenſter auf die Straße. Ein dritter führte die Kuh davon. Die fetten Schweine wurden geſtern auf dem Hofe geſchlachtet. Als Frau Grete davon hörte, war ſie verwegen genug, um hinzugehen um vom geſchlachteten Schweine etwas zu retten. Wie ein armes Weib verkleidet, drängte ſie ſich an den Fleiſchtiſch. „Her damit", ruft ſie, „hier gibt es etwas für die Armen!" und ſchob einen Schinken in den Sack. Darauf ſchickte ſie einen 15jährigen Jungen hin, den ſie lehrte, wie er ſich zu benehmen hätte, und er holte herüber, ſoviel er tragen konnte. Der kleine Ruſſenjunge iſt uns ſehr zugetan. Das Abenteuer reizte ihn, und noch etliche Male ging er hinüber, um auch Sachen für die geflüchtete Familie zu retten. Schwierig war es, das Gerettete den Späheraugen der Räuber zu verbergen. Wie einen Sack Spreu ſchleppte der Junge die Sachen in den Kuhſtall, wo wir dann einen Sack mit Kleidern und etwas Wäſche in der Spreu vergruben.

Ich habe einige mir wertvolle Sachen am Abend unter den Dachſparren am Giebel verſteckt. Weh mir, wenn ſie gefunden werden! Wenn ſie ein Verſteck entdecken, benehmen ſie ſich, als ob wir ein Staatsverbrechen begangen hätten und verſchonen fortan nichts.

Mein Freund und ich ſind beſorgt um die Zukunft unſerer Anſiedelung. Sie haben es auf unſere Vernichtung abgeſehen. Leute, die keine Ahnung von der Politik und Weltlage haben, hoffen auf Deutſchlands Hilfe. Sie glauben, deutſche Truppen werden wiederkehren, um nochmals die Ukraina zu beſetzen. Man iſt mir gram, wenn ich dieſe Illuſion zerſtören möchte. Es nützt doch wahrhaftig nicht, ſeine Hoffnung auf Sand aufzubauen. Deutſchland iſt beſiegt, und wenn wir auch nicht wiſſen, wie der Friede ausgefallen iſt, ſo iſt es immerhin undenkbar, daß man Deutſchland die Ukraina zur Beſetzung überlaſſen wird.

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 27. September 1919.

Heute iſt der erſte Tag, an dem die Anarchiſten nicht mehr durch unſere Straßen ziehen. Sechs Tage lang währte unſere Heimſuchung. Verängſtigt und zaghaft kommen die Menſchen aus ihren Häuſern und treten in kleinen Gruppen zuſammen. Jeder will ſein Herz ausſchütten, um ſein Gemüt zu entlaſten.

Wie ſieht es nun aus in dieſen ehemals ſo ſauberen und ordentlichen Hofdörfern! Selbſt die Hausfrauen, die ſonſt keine Unordnung im Hauſe ertragen können -- auch ſie laſſen ermattet die Hände im Schoß liegen. Was haben dieſe Frauen ertragen müſſen in dieſen Tagen! Tag und Nacht haben ſie den wüſten Rohlingen gedient.

Man hat kaum Kraft, ſich zu freuen darüber, daß die Anarchiſten uns verlaſſen haben. Die Familienhäupter denken an die Zukunft. Die Winterſaat muß eingeſät werden. Aber die Pferdeſtälle ſind leer. Kadaver liegen an Straßen und Wegen, wo die tolle Fahrt der Machno-Bande vorüberging.

Warum? Und was nun? Das ſind die Fragen, worauf die wenigſten eine Antwort finden.

Die Machno-Anarchiſten wollen über uns deutſche Koloniſten hergefallen ſein in der Annahme, wir hielten es mit Denikin. Es kann freilich nicht geleugnet werden, daß die Koloniſten, wie wohl ſie neutral zu ſein vorgeben, doch der Gegenpartei der ruſſiſchen Bauern mehr Sympathie entgegenbringen. Während die ukrainiſche Bauernſchaft ſich auflehnte gegen die Wiederherſtellung des alten Regimes, blieben die Koloniſten loyal. Sie ließen ſich ſogar anwerben; allerdings wurden ſie betrogen; man ſagte ihnen, daß ſie ohnehin bald mobiliſiert werden würden und verſprach ihnen, ſie als Selbſtſchutz in ihrem eigenen Gebiet zu organiſieren. Was wußten unſere Hofſiedler von Politik! Viele junge Söhne, die infolge der deutſchen Okkupation deutſch-national und anti-ruſſiſch geſinnt waren, glaubten gar, daß der Tag der Rache für die Plünderung im vergangenen Sommer gekommen ſei. Doch hatten ſie bisher niemand ein Leid angetan. Wohl haben ſie die Okkupationstruppen unterſtützt und manchmal törichterweiſe Führer aus früheren Revolutionsphaſen angegeben.

Die ukrainiſche Bauernbevölkerung verſteht die hochgeprieſene Freiheit im anarchiſtiſchen Sinne. Sie halten Freiheit einer Zügelloſigkeit gleich. Und da auch die Bolſchewiki in das Chaos der Oktober-Revolution Ordnung hineinzubringen verſuchten, ja ſogar zum direkten Gegenteil der individuellen Freiheit, zur Diktatur, ihre Zuflucht genommen haben, ſo lehnen die ukrainiſchen Bauern auch die Bolſchewiki ab, beſonders da die Bauern außer der Landeinteilung keinen weiteren Kommunismus wünſchen. Die Willkür aber hat Väterchen Machno aufs Panier geſchrieben, darum ſchließen ſie ſich ihm an. Wie mühelos kann man da zu Kleidern und Besitz kommen! Es bedarf doch wahrlich keines Heldentums, mit der Waffe in der Hand den Wehrloſen auszurauben.

Welcher Zukunft gehen wir entgegen?

* * *

Machno ſoll über die Dnjeprbrücke hinweg ins Tauriſche Gouvernement gerückt ſein, und die Richtung nach Berdjank eingeſchlagen haben. Dann trifft er auf die 100 deutſchen Hofdörfer in der reichen Molotſchnaja-Gegend. Auch ſie ſind ſomit der zügellosen Willkür preisgegeben.

Bei uns geht die Anarchie weiter, wenn auch die Machno-Anarchiſten fort ſind. In den benachbarten ukrainiſchen Dörfern haben ſich größere und kleinere Banden gebildet, die nach dem Muſter der Vorgänger offen ihr Erpreſſungsweſen weitertreiben. Sie legen Kontributionen auf, die wir nicht zahlen können und greifen zu Inquiſitionsmitteln oder Erſchießungen. Sie wollen nicht begreifen, daß bei uns garnichts mehr zu holen iſt, besonders auch ſchon deshalb nicht, weil die Mühlen- und Fabrikbeſitzer, als sichere Todeskandidaten, ſämtlich geflohen ſind. Dieſe Hyänen des geräumten Schlachtfeldes ſind aber faſt noch gräßlicher als die Machno-Anarchiſten. Sie nehmen Geiſeln mit und martern ſie.

Heute ſtand meine Schülerin, eine 18jährige Seminariſtin, vor mir und beſtätigte mit ſtummem Nicken, was ich bereits gehört hatte. Ihr Vater, ein angeſehener Bürger, der ſich viele Verdienſte um dieſe Ansiedelung erworben hat, wurde als Geisel mitgenommen, und nun liegt er tot jenſeits der Dnjeprbrücke. Die Söhne wollten die Leiche herüberholen, um sie zu bestatten. Mit Schimpf wurden sie davongejagt. Wahrlich eine Sophokles-Tragödie!

Gestern besuchte uns ein Sparkassenbeamter. Er zeigte uns seinen geschundenen Leib. Man gerät in Wut angesichts solcher Barbarei.

Aber wir sind machtlos aller Willkür preisgegeben. Der leiseste Widerstand würde unsere Lage nur noch verschlimmern. Hin und wieder sind Männer unter uns, die ahnungslos nur durch ruhige Haltung, durch ein Wort zur rechten Zeit und einen zähmenden Blick hier und da ein Uebel abwenden können. Viele beklagen ihre Toten, die erschlagen wurden, andere irren obdachlos von Ort zu Ort.

Auf der Insel haben die Banden eine richtige Bartholomäusnacht veranstaltet. Wer nicht umkam, mußte fliehen. Kein Deutscher ist mehr in dem einst so rein deutschen Inseldorf.

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 3. Oktober 1919.

Wir sind rettungslos verloren. Alle Straßen sind voll. Der Strom der Machno-Anarchisten flutet zurück. Sie werden über die Dnjeprbrücke auf das rechte Ufer zurückgedrängt. Wer treibt sie? Welche Macht? Niemand weiß es. Die Wut der Zurückgeschlagenen ist groß. Und wir sollen sie wieder fühlen. In den deutschen Dörfern um den Brückenkopf herum staut sich der Strom dieser regellosen vieltausendköpfigen Menge, die nur durch gemeinsame Gier nach Raub zusammengehalten wird.

Wir entließen nach dem Eintreffen dieser Menschen rasch alle Seminaristen und jeder eilte zu seiner Familie.

Welche Aussicht! Nicht durchziehen, sich hier festsetzen wollen diese Heere! Alle Häuser werden in Belitz genommen. Auf den Höfen wimmeln die Bewaffneten wie Ameisen durcheinander.

Wir standen vor der Tür am Zaun und sahen hinunter auf die Höfe. Plötzlich brach hinter uns der Grenzzaun krachend ein; ein Reiter zwang sein Pferd durch die enge Pforte und riß den Eckpfahl nieder. Dann faßte er die Knute und hieb auf das arme Tier ein und zerrte dann an den Gebißzügeln, als wollte er das Maul des armen Tieres entzweisägen.

„Holt Kleider heraus!" schrie er laut und wild. Meines Freundes Besänftigungsversuche konnten ihn nicht abbringen von seinem Begehren. Schweren Herzens gab er die letzten Reservehosen her. Unter uns hören wir Fensterscheiben klirren, Türen knallen, Pfiffe gellen. Pferde wiehern und slöhnen, Kühe brüllen. Wilde Menschen reiten durch die Gärten, brechen Bäume und Zäune nieder, rufen, schimpfen,

fluchen. Jeder Hauswirt iſt Diener und Sklave der geſtrengen Herren. Dieſe feiern wüſte Orgien mit Gebrüll und Hohngelächter.

Sie befehlen: „Wirt, hol uns Futter für die Pferde! Geh' und ſuche Heu und Hafer, wenn du ſelber nichts haſt"! Sie zwingen wahrlich noch zum Stehlen. Freilich, niemand von uns wird dem Nachbar wehren oder es ihm übel nehmen.

Die Frauen kochen und backen für die Gäſte. Die Kühe werden geſchlachtet und reicher Braten wird aufgetiſcht. So leben dieſe neuen Herrſcher!

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 6. Oktober 1919.

Seit vier Tagen kommen wir nicht aus den Kleidern. Vorige Nacht hatten wir 19 Mann zu beherbergen. Zuerſt waren es nur 8 Mann. Nach und nach vergrößerte ſich ihre Zahl. Um Mitternacht kamen die letzten. Für jeden mußte eine Mahlzeit bereitet werden. Die Letzten hatten einen Verwundeten bei ſich. Noch niemand hörte ich ſo fluchen wie dieſen Mann, der eine Bleikugel im Leibe hatte.

Heute morgen gab es für Frau Grete eine große Aufregung. Jemand von den Beherbergten hatte nachts die 100 Eier gefunden, die ſie ſo lange verſteckt gehalten hatte. Sie waren für den Winter zurückgelegt. Frau Grete weigerte ſich, alle Eier auf einmal zu kochen. Ihre Geiſtesgegenwart machte oft die Verwegenſten ſtutzig; aber diesmal kam ſie faſt in Lebensgefahr durch ihren Widerſpruch Auch ſie mußte parieren. Die anderen ſind eben die Gebieter.

Die Polternden unter ihnen ſind allemal nicht die gefährlichſten. Es gibt ſolche, die nicht viel Worte machen, ſondern bei der erſten Regung handeln: ſie zaudern keinen Augenblick, einen Menſchen niederzuſtechen. Sie kennen keine inneren Hemmungen. Es ſind echte Anarchiſten, die kein Gebot kennen

Ich hätte Luſt, die Pſyche dieſer Menſchen zu erforſchen. Aber ein Forſcher müßte unbeteiligt ſein Mir gehts zu tief durchs Herz.

* * *

Chortitza-Roſenthal, am 7. Oktober 1921.

Geſtern abend verließ unſere Einquartierung das Haus, um an die Front zu gehen. Am Dnjepr entlang hat ſich eine Kampffront gebildet. Für den Kampf ſcheinen auch dieſe ſonſt ſo regelloſen Haufen eine gewiſſe Organiſation zu haben. — Es iſt ein wüſtes Knattern und Schießen. Von der Gegenſeite, von der Stadt Alexandrowsk aus, wird unſer Ort aus Geſchützen beſchoſſen. Aber das ſchreckt uns nicht. Ganz nahe unſerem Hauſe krepierte ein Geſchoß mit einem ohrenbetäubenden Knall. Die Splitter liegen vor unſerer Haustür. Wir atmen auf, weil wir glauben, daß es eine Frontverſchiebung gibt.

Der Kirchenälteſte hat ſein Häuschen verlaſſen müſſen. Er hat gar nichts gerettet. Er muß ſich verſtecken. Ein paar Nächte verſteckte ich ihn in meinem Zimmer. Er hört ſchwer und bat mich, ihn zu wecken, falls er einſchlafen ſollte. Der alte Mann, der ſein Lebtag ein wahrer Seelſorger geweſen iſt, ſchläft hier wie ein Flüchtling ohne Ruh und Haus in meinem Bett. Es iſt tragiſch. Man hat es auf ihn beſonders abgeſehen. Er weiß nicht, wie ſehr man ihm nachſtellt. Wir ſchonen ihn. Aber heute nacht ſoll er fort; wir wollen ihn dazu überreden. Es iſt dunkel, kalt und ſchmutzig draußen. Er muß ſeine Gemeinde verlaſſen, und ſich wie ein Dieb in der Nacht durch Schluchten und Täler fortſtehlen. Ich weiß, er wird ſich weigern. Aber er kann uns nichts nützen, denn man ſchont ſein Leben ſicher nicht. Hoffentlich kommt er ungeſehen fort.

* * *

Noch ehe es Nacht wurde, füllte sich unser Haus von neuem. Wir ließen den Aeltesten durchs Fenster steigen, und dann ist der alte Mann in die finstere Nacht gegangen, watend im tiefen Schlamm, der sich nach dem Herbstregen fast knietief gebildet hatte.

Ich wagte mich heute auf die Straße. Niemand von der heimischen Bevölkerung ist mir begegnet. Man wagt es nicht. Die Straßen sind sehr belebt. Aber es sind nur Anarchisten, die von einem Hof zum anderen gehen. Reiter sprengen auf dem Bürgersteige dahin, als wäre jeder ein Meldereiter. Ich sehe ihnen mit meinen Wickelgamaschen offenbar ähnlicher, als die Kolonisten in ihrer ärmlichen Kleidung; denn keiner hält mich an. Ich paßte mich übrigens ihrem Gebahren an. Ich sah so frei drein, daß ein paar Anarchisten grüßten. Ich hatte Schuhe an und war rasiert, was man an den Kolonisten nicht beobachten kann. Rasiermesser und Schuhe sind allenthalben zuerst gestohlen worden.

Heute war unser Nachbar W., den ich seit vierzehn Tagen nicht sah, bei uns. Ich erkannte ihn kaum. Grau ist er geworden.

Frau Grete kam heute auf eine verwegene Idee. Ihre Kuh ist gestern gestorben. Der kleine Russenjunge hat gesehen, daß im Stalle ihres geflüchteten Bruders noch eine Kuh steht. Frau Grete kleidete sich an wie eine arme Bettlerfrau und ging mit einem Sack über der Schulter in das Haus ihres Bruders. Dort trat sie vor den Bandenführer und redete ihn an: „Höre, ihr streitet doch für die Armen, nicht wahr? Ich bin eine arme Frau, und möchte in den Besitz einer Kuh kommen. Gebt mir die Kuh heraus, die hier im Stalle steht"!

„He du", erwiderte jener, „die Kuh behalten wir; aber du kannst sie täglich melken. Dafür nimmst du dir etwas Milch mit für deine Kinder". Frau Grete wußte, daß die Kuh ebenso gut morgen schon verschwunden sein konnte wie auch dieser Mann. Sie ging in den Stall und entführte die Kuh.

Als man ihr nachrief, erwiderte sie kühn: „Ich nehme sie mit und melke sie zu Hause, ihr trinkt ja doch die Milch, wo immer ihr seid"!

Jene lachten: „Teufelstochter"! Der freche Diebſtahl flößte ihnen Achtung ein. Sie ahnten nicht, daß Frau Grete ihrem Bruder die Kuh retten wollte.

Nachmittags. Ich war im Seminarkeller bei meinen Schützlingen. Sie ſind nicht entdeckt worden, aber nun merken wir, was alles ihnen fehlt. Am Tage nach der Flucht war ich mit einer Tochter im Hauſe, um einige nötige Sachen zu holen, aber wir fanden nichts mehr, das in der Tat von Nutzen gewesen wäre. Es war keine Decke mehr vorhanden.

Heute nun erzählen ſie mir, daß auch ihr Haus in Schutt und Aſche läge. Traurig ließen ſie den Kopf hängen. Obdachlos! Und der Winter iſt vor der Tür. Es wird ſchon kalt draußen Der Familienvater iſt nicht da. Das iſt das Schickſal vieler. Wen wundert es, wenn viele dieſer Unglücklichen ſterben wollen?

Und der Kampf am Dnjepr dauert noch an. Jene drüben können nicht herüber kommen und dieſe nicht hinüber. Die Anarchiſten ſetzen ſich feſt auf dieſer Seite. Selbſt Fernſprecher haben ſie mitgebracht. In unſerem Hauſe iſt eine Fernſprechſtelle errichtet. 8 Mann Bedienung ſind dabei. Man wird aus ihrer Sprache nicht klug, denn ſie bedienen ſich vereinbarter Kennworte, die ihre Unterhaltung für uns unverſtändlich machen. Wie ſehr wir auch die Ohren ſpitzen, wir erraten den Sinn nicht.

Mein Freund erzählt mir, daß die Telefoniſten ihn nach mir ausgefragt hätten. Mein Ausſehen hat ſie befremdet. Ich trage ausländiſche Kleider und einen Filzhut.

Mein Freund hat ihnen geſagt, der Mann, deſſen Ausſehen ſie ſo befremdet hätte, ſei ein Schriftſteller.

„Alſo ein Dichter", hat der Kommandant wichtig betont. Seither begegnen ſie mir mit Achtung. Wir haben nicht geahnt, daß ein Dichter in ihren Augen als etwas beſonderes galt. Die Telefoniſten meinen, gebildet zu ſein, weil ſie ſchreiben und leſen können. Sie ſehen offenbar ein, daß ſie uns durch brutales Auftreten nicht imponieren und wollen als intelligent gelten. Das muß ich mir zunutze machen.

* * *

Man könnte lachen, wenn alles um uns herum nicht so tragisch wäre! Ich soll ein Gedicht auf Machno machen! Das haben unsere Telefonisten gewünscht. Sie haben es nicht mir gesagt, sondern meinen Freund gefragt, ob ich wohl dazu bereit sein würde. Sie stellen sich vor, Väterchen Machno müsse auch mir als Held erscheinen. Sie wollen das Gedicht Väterchen überreichen und dann seiner besonderen Gunst sicher sein.

Mein Freund hat es ihnen auszureden versucht. Ich schriebe nur deutsch, hat er gesagt.

Das wundert sie: sie hätten geglaubt, daß ich ebenso gut russisch schriebe wie ich spräche. Sie hätten mich sehr darum gebeten.

Es sagte aber niemand etwas zu mir, und ich benehme mich, als wüßte ich nichts von ihrer Unterredung mit meinem Freunde.

Gestern machte ich mir etwas auf dem Hofe zu schaffen, denn es wird einem fast unmöglich, etwas zu lesen oder zu schreiben: die innere Spannung ist zu groß. Die Gedanken jagen wie gehetzt im Gehirn herum. Da sucht man sich irgendeine Handarbeit; das beruhigt am ehesten. Diesmal mühte ich mich, das Fell der verendeten Kuh über eine Stange zu spannen und im Schuppen aufzuhängen. Das sah der Kommandant. Er eilte herbei, grüßte und half bereitwillig. Ich war verdutzt. Das hätte ich von solchen Menschen nicht erwarten können nach ihrem bisherigen Benehmen. Wir kamen in ein ruhiges Gespräch, wobei er meine Ansichten gelten ließ und mich nie dutzte, wie es diese Leute noch immer tun. Ich bekam den Eindruck, daß dieser Mann an sich keine verbrecherische Natur ist. Er erzählte mir von seinem Vorleben. Er ist Kosak. Während des Krieges hat er sich wiederholt ausgezeichnet durch seine Tapferkeit. Er war Unteroffizier und ist dann Feldwebel geworden. Aber nach und nach ist ihm die Korruption der Offiziere und Beamten zum Bewußtsein gekommen. — Nach dem Ausbruch der Revolution war er Vorsitzender der Kreissowjets in seiner Heimat am Don. Er handelte nach den Direktiven aus der

Zentrale und glaubte, dem Volke zu dienen. — Nach dem Abzuge der Deutſchen aus der Ukraina bildete ſich in ihrer Gegend die Armee des Generals Denikin. Sie ließ eine fürchterliche Racheexpedition übers Land gehen. So wurde auch er als ehemaliger Vorſitzender der Sowjets feſtgenommen und von Offizieren zu 80 Hieben mit dem Ladestock verurteilt. Nur dank ſeiner ungemein kräftigen Konſtitution überſtand er dieſe Marter, aber den Offizieren und ihren Anhängern schwor er ewige Rache und wird ohne Zaudern — dabei geriet er in Eifer — jeden Offizier, den er findet, erschießen.

Ich fragte, ob er es gut heiße, daß man alle ſchönen und guten Häuser verbrenne, nur weil Anhänger des alten Regimes darin gewohnt haben mochten. Es ſei doch eine törichte Vernichtung des Volksvermögens. Nein, er hieß ſolche Zerſtörung nicht gut, aber ihre Leute wären nun einmal nicht zu zügeln.

Ich kann das pſychiſche Verhalten dieſes Mannes verſtehen, aber ich muß die Konſequenzen ſeines Handelns verurteilen und ihn deshalb für verirrt halten. Wären alle Machno-Anhänger wie dieſer, man könnte verſuchen, ſie umzuſtimmen Dieſer hörte auf das, was ich ihm ſagte und folgte meinen Ausführungen. Ich bat ihn, ſeine Kameraden doch zur Einsicht zu bringen. Er schien von der Möglichkeit, die Raub- und Mordlust zu dämpfen, nicht überzeugt zu ſein. Mag ſein, daß auch ihm noch zu ſehr Bedürfnis iſt, Rache zu üben. Sein ſtarkes Erlebnis hat offenbar eine ungemein ſtarke Reaktion wachgerufen, die er verdrängen mußte. Und jene Verdrängung macht es pſychologiſch verſtändlich, daß er in ſeiner Rachehandlung ein Auswirkungsventil gefunden hat – Man kann es begreifen bis zu einem gewissen Grade; aber unſere Lage bleibt nichtsdestoweniger traurig, nein tragiſch, im höchsten Grade tragisch!

* * *

Chortitza-Roſenthal, am 11. Oktober 1919.

Wir waren in arger Aufregung. Bis jetzt ſtand die Kuh, die Frau Grete aus dem Stalle ihres Bruders

entführt hatte, bei uns im Stalle an Stelle der verendeten. Irgendeiner der Banditen iſt bei der Entführung Frau Grete gefolgt oder hat es auf andere Weiſe ausſpioniert, daß die Kuh aus dem Stalle des verlaſſenen Hofes ſtammt. Nun kam er heute und forderte die Kuh zurück. Frau Grete wandte ſich an unſere Einquartierung. Sie möchten doch dafür eintreten, daß die Kuh uns erhalten bliebe, wenn ſie künftighin Milch trinken wollten. Allein, das war zu viel verlangt, daß ſie für uns einſtehen ſollten gegen ihre eigenen Diebsgenoſſen. Woher die Milch kam, war ihnen gleichgültig, verzichten würden ſie nicht darauf. Da ſollten wir zuſehen.

Der fremde Reiter nahm alſo die Kuh und ritt davon. Frau Grete aber gab die Sache nicht auf, denn ſie hat eine alte Mutter und zwei Kinder im Hauſe, die Milch nicht entbehren können. Sie wußte ferner, daß die einquartierten Anarchiſten nach wie vor Milch verlangen würden. Daher ging Frau Grete dem Räuber nach und begann einen Handel mit ihm. Er ſolle ihr die Kuh verkaufen, ſchlug ſie vor. Jener verlangte zehntauſend Rubel Sie bot ihm tauſend, wiewohl ſie auch dieſe Summe nicht bar hatte. Nach langem Feilſchen wollte der berittene Bandit, der mit der Kuh nicht raſch fortkommen konnte, ſie uns für dreitauſend Rubel zurückgeben. Nun eilte Frau Grete von Haus zu Haus, um dieſe Summe leihweiſe zuſammenzubringen. Ich hatte irgendwo mein Geld verſteckt u. wußte nun ſelbſt nicht mehr, an welchem Ort. Ich entſann mich aber, daß es auf dem Boden unter dem Dache ſein mußte. Ich ſtieg leiſe auf Strümpfen die Treppe hinauf, um es unſere Gäſte es nicht merken zu laſſen. Bald fand ich zum Glück das Verſteck und eilte nun auf den Feldweg, wo der Bandit langſam mit der Kuh davonritt. Er hatte den Handel für ſich nicht bindend gehalten. Ich bot ihm das Geld; aber er verlangte nun eine größere Summe. Ich hatte Mühe, ihm glaubhaft zu machen, daß die arme Frau kein Geld habe. Dann führte ich die Kuh, ſo raſch es anging davon und verſteckte ſie in dem kleinen Stalle.

Nach einiger Zeit kehrte Frau Grete zurück und war traurig, denn ſie hatte die Summe nicht zuſammengebracht; jeder iſt bis aufs letzte ausgeraubt. Wie froh

war ſie, als ich ihr erzählte, daß mein Geld ausgereicht hätte.

Nun haben wir wohl eine Kuh; aber die Hühner haben ſie uns weggeholt. Es waren junge Hühnchen, die trotz der kalten Witterung fleißig legten. Die tapferen Helden haben folgendes Verfahren beim Hühnerfang erfunden. Sie hauen mit ihren Säbeln den armen Tieren die Beine ab oder verwunden ſie auf andere Art und kommen dann mit ihrem Wildbret zur Wirtin, die ihnen einen Hühnerbraten oft mitten in der Nacht bereiten muß. Aber auf Eier verzichten ſie trotzdem nicht!

Uns regen all dieſe Dinge faſt mehr auf als der Tod der Menſchen; denn die Toten ſind aller Leiden enthoben. Manch einer beneidet ſie. Wir brauchen, ſolange wir leben, Lebensmittel. Damit geht es aber allenthalben raſch zu Ende. Es wird von Tag zu Tag ſchwieriger, unſere Peiniger zufriedenzuſtellen. Je mehr die Frage der Ernährung ſich zuſpitzt, deſto ungehaltener und wilder werden ſie. Es iſt kaum zu verſtehen, daß ſie kein Einſehen haben. Sind ſie wirklich vertierte Menſchen?

Sie glauben, wir halten noch Lebensmittel verſteckt. Wie ſollte uns das möglich ſein? Sie gehen durch alle Zimmer, ſchauen in alle Schränke; ſie ſteigen unter das Dach und in den Keller. Holten ſie nicht neulich den Reſt von Fleiſch aus unſerem Keller? „Koch uns das“, befahlen ſie der Wirtin. Frau Grete iſt nicht ſo ängſtlich wie die meiſten Frauen. Sie erwiderte: „Ich koche euch nicht alles auf einmal. Die Hälfte genügt für heute. Das übrige ſollt ihr morgen haben.“

„Wir denken nie an morgen“, geben jene zurück, „drum bereite uns alles noch heute zu. Koche eine Fleiſchſuppe und gib uns einen reichen Braten. Das befehlen wir.“ Auf „befehlen“ lag der Ton.

Einſicht predigt man ſolchen Leuten vergebens. Frau Grete regt ſich auf über dieſen Unverſtand. Sie begreift nicht, daß ſo viel Fleiſch gegeſſen werden kann. Ich verſuchte es ihr verſtändlich zu machen. Die reißenden Tiere freſſen viel Fleiſch, die friedlichen Kühe und Pferde freſſen Gras.

Frau Grete hatte ſich nicht geirrt. Am nächſten Tage brauchten die Anarchiſten tatſächlich kein Fleiſch. Sie haben ſich übergeſſen und liegen und ſtöhnen. Aber am übernächſten Tage wollen ſie wieder einen Braten haben. Es nützt kein Fluchen, Frau Grete kann kein Fleiſch beſchaffen. Sie ſandten dann einige ihrer Komplizen aus; die brachten nach einiger Zeit ein halbes Dutzend Hühnchen. Frau Grete mußte gehorſamſt zu ihren Dienſten ſein und einen Braten daraus machen . . .

Vierzehn lange Tage ertragen wir nun ſchon dieſe Plage. Die ununterbrochene Erregung macht uns ganz flügellahm. Unſere Energie reicht kaum mehr aus, jeden Tag von neuem zu hoffen. Jeden Morgen treten mein Freund, ſeine Frau und ich zuſammen und beſprechen unſere Lage. Nach unſerer Berechnung können ſie ſich nicht mehr halten, denn es gibt einfach nichts mehr zu eſſen. Aber die Anarchiſten rechnen anders. Sie ſchlachten Kühe, die in einigen Wochen kalben ſollen. Sie ſenden Expeditionen in alle deutſchen Hofdörfer und holen Brot oder Mehl herbei. — Ja, wir können uns der Erkenntnis nicht verſchließen, daß dieſe Räuber den Hungertod nicht ſterben werden, ſolange es noch irgendwo Brot zu rauben gibt. Wir kommen allerdings ſehr bald ans Hungern. Die meiſten der unſerigen eſſen jetzt ſchon nur noch Kartoffeln. Unſere Körperkraft nimmt ab. Ich merkte es heute, als ich ein paar Birnbäume im Garten umhieb, um ſie zu Brennholz zu zerkleinern. Ich mußte oft ausſetzen, um auszuruhen.

Unſere Rettung kann nur durch eine Verſchiebung der Kampffront kommen. Jeder anwachſende Kanonendonner und jedes geſteigerte Knattern der Gewehre macht uns Mut zu hoffen. Es iſt uns gleichgültig, wohin die Front ſich verſchiebt, wenn ſie nur über uns hinweggeht.

Jene drüben haben eine beſſere Artillerie; aber der Strom iſt ein zu großes Hindernis. Es iſt nicht leicht, herüber zu kommen und Batjko (= Väterchen) Machno iſt liſtig und hat ergebene Leute. Seine Scharen mehren ſich tagtäglich. Die Ausſicht, nach Belieben zu plündern, lockt viele herbei. Man ſpricht von hunderttauſend Mann. Sicher iſt dies ein Gerücht,

das übertreibt; aber daß es ihrer viele sind, sehen wir: Drei Schritte vom Haus begegnet man ihnen schon gruppenweise. Es sind bezeichnenderweise fast ausschließlich Bauern. Die Industriearbeiter sind nicht Anarchisten. Sie erkennen eine gewisse Organisation an und halten zu den Bolschewiki oder anderen sozialistischen Parteien. Die bäurischen Willkür-Anarchisten suchen sich in diesem Aufstand mit Kleidung zu versorgen. Ohne Zweifel sind die Bauern in der Ukraina in großer Not. Die Bauern in Groß-Rußland lebten von je her ärmer und versorgten sich selbst: sie webten Leinwand und nähten sich Kleider daraus. Für den Winter verfertigen sie aus Schaffellen Pelze und flechten Bastschuhe aus Baumrinde. Diese Art sich zu kleiden, war im Norden jedenfalls in einem gewissen Umkreis von Moskau noch üblich. Daher mag es kommen, daß der großrussische Bauer sich ruhiger verhält. Der ukrainische Bauer auf der fruchtbaren Scholle war ein reicheres Leben und bessere Kleidung gewöhnt. Daher entbehrt er jetzt die Fabrikerzeugnisse weit mehr als der Großrusse. Außerdem ist ohne Zweifel der ukrainische Bauer rebellisch geworden durch den ewigen Regierungswechsel. Hat er nicht seit zwei Jahren fast mit jedem Neumond auch eine neue Regierung, die mit dem Mondwechsel wieder verschwindet? Bei ihm kann nicht bald eine Regierung aufkommen, die eine Autorität gewinnt. Es sind gewisse sittliche Begriffe ins Wanken gekommen, die die Voraussetzung einer jeden Staats- und Regierungsform sein müssen.

Die Massen sind sich ihrer Macht bewußt geworden, nur haben sie nicht gelernt, diese Macht zu gebrauchen als eine Macht der Ordnung und Organisation. Einst jubelten sie den Bolschewiki zu, denn sie erlaubten, vom Land Besitz zu ergreifen. Aber da auch jene eine Organisation durchzuführen versuchten und gar noch auf dem Wege der Diktatur ihre Ordnung durchzudrücken begannen, da wurden sie ernüchtert. Nun warben die ukrainischen Nationalisten und die Anarchisten um sie. Die Weissen wollten ihnen ihren Willen aufdrängen. Machno, der Listige, versteht die Bauern zu gewinnen. Land und Freiheit war die Losung der Bauern von je her. Das Land haben sie im Besitz. Sie denken nicht daran, daß die Willkür auch einen jeden von ihnen treffen kann.

Chortitza-Rosenthal, am 15. Oktober 1919.

Gestern besuchte ich unsern alten Nachbar. Er ist ein pensionierter Lehrer, der freilich keine Pension mehr bezieht, seit alles drunter und drüber geht. Es ist ein schweres Leben für den alten Mann, der 35 Jahre lang einen schweren Beruf ausgefüllt hat. Nun muß er darben. Sein Haus wird ganz besonders schwer heimgesucht. Wiewohl man vielmals seine Räume durchsucht und alle Pelze und warmen Kleider entwendet hat, begehren sie alle Tage neue Schätze von ihm. Seine Töchter hatten im Garten silberne Löffel vergraben, und seitdem sie gefunden worden sind, läßt man nicht nach, ihn zu quälen mit allen Mitteln. Gestern stellten diese verlotterten Buben mit dem ehrwürdigen Mann wieder ein Verhör an. Er sollte den Versteck von Gutsbesitzern angeben. Er hat tatsächlich keine Ahnung von ihrem Verbleib. Man wollte ihn als Hehler erschießen. Man stellte ihn an die Wand, das Gesicht der Wand zugekehrt. Dann ließ man die Gewehre knacken, ohne zu schießen. Sie erzeugten in dem Manne eine qualvolle Todesangst, nur um ihn gefügig zu machen. Sie erschossen ihn nicht, aber seine Nerven sind sehr stark mitgenommen. Während der Greis mir sein Erlebnis erzählte und sichtbarlich durch meine Teilnahme Erleichterung fand, begann sich das Haus von neuem zu füllen. Man hatte den Eindruck, daß diese neuen Ankömmlinge wieder etwas im Schilde führten. Mit besonderer Neugierde wurde ich aufs Korn genommen. Ich merkte, daß sie in mir einen Gegner vermuteten. Ich trotzte ihren forschenden Blicken, war aber schließlich doch erstaunt, daß niemand mich in Verhör nahm.

Heute erfuhr ich, daß sie sich nach meinem Fortgang angelegentlich nach mir erkundigt haben. Sie glaubten bestimmt, in mir einen Offizier zu erkennen. Der alte Mann hat ihnen erklärt, daß ich ein Gelehrter war, Aber sie haben es wohl nicht geglaubt.

Heute kamen einige wild aussehende Kerle zu uns ins Haus und stellten mich zur Rede. Ich hätte am Vorabend die Beschießung beobachtet: ich wäre vor dem Hause auf und ab gegangen und hätte Ausschau gehalten. Sie wüßten auch, daß ich ein Maschinengewehr versteckt halte.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu lachen, denn es klang gar zu ungeheuerlich. Ich gab ihnen zu ver-

ſtehen, daß ich wohl wüßte, daß ihre Willkür einen Vorwand ſuchte. „Gewiß," ſagte ich, „wiewohl ich aus der ganzen Schießerei nicht klug werde, ſchaue ich doch alle Tage danach aus, ob es nicht eine Wendung gibt, gleichgiltig nach welcher Seite hin. Wir wiſſen garnicht einmal, wer eure Gegner ſind. Für uns iſt das Fronleben unerträglich geworden. Ihr müßt begreifen, daß uns dies Sklavenleben an den Rand der Verzweiflung gebracht hat."

Im übrigen appellierte ich an unſere fremden Hausgenoſſen. Die wagten weder für mich noch für jene einzutreten. Sie ſchwiegen. Merkwürdig iſt es immerhin, ſie haben mich in Ruhe gelaſſen. Ob es der Einfluß unſerer Hausgenoſſen war, die Ehrfurcht haben vor einem Schriftſteller?

* * *

Chortitza-Roſenthal, am 17. Oktober 1919.

Wir gehen weiter in den Herbſt hinein und wünſchen, daß es tüchtig kalt wäre. Zwar wiſſen wir nicht, womit wir in dieſem Winter den Ofen heizen werden; aber unſere Hoffnung gründet ſich auf die Hilfe des Froſtes. Sobald der Dnjepr erſtarrt und das Eis tragen wird, muß es eine Wendung geben, denn dann können entweder jene herüber oder dieſe hinüber kommen. Die meiſten wünſchen im ſtillen Herzen, jene möchten herüber kommen. Wenn es die Weißen ſind, müſſen ſich auch unſre Jünglinge, die im Selbſtſchutz waren, wieder einfinden. Rußlands Rettung bringen die Weißen keinesfalls und deshalb könnte ihre Herrſchaft auch nur eine vorübergehende Phaſe ſein. Mag kommen, wer will, und wenn es der Teufel iſt, ſo ſchlimm kann es nicht ſein, wie dieſe Höllenmenſchen. So ſagen viele. Rette uns, Froſt! Dnjepr, erſtarre!

Das Thermometer läßt unſere Hoffnung ſinken. Der Dnjepr fließt noch . . .

Bande! Wozu treibt ſie uns! Der Ofen muß geheizt werden, und da gilt es Brennſtoff zu beſchaffen. Auf einem Hofe, der von dem Beſitzer verlaſſen werden mußte, weil er den Zuſtand nicht mehr ertragen konnte, ſtehen auf der Tenne Strohhaufen. Von dort her müſſen mein Freund und ich in großen Bündeln das Stroh auf dem Buckel heimtragen. Es iſt eine gräßliche Arbeit. Die Haufen ſind bei Tauwetter von Vieh

und Menſchen auf der Suche nach trockenem Stroh zerwühlt worden, und nun iſt alles hart gefroren. Es iſt eine Sträflingsarbeit, ſich durch die gefrorenen Strohklumpen mit bloßen Händen durchzuarbeiten und dann mühſam das heizbare Stroh zu zupfen. Von allen Seiten werden Tunnels in den Haufen hineingearbeitet und glaubt man ſein Bergwerk ausbeuten zu können, fällt es plötzlich zuſammen, weil jemand darüber hinwegging. Von neuem geht man mit blaurotgefrorenen Händen an die undankbare Arbeit. Keuchend ſchleppen wir heraus und müſſen gleich wieder den Gang wiederholen, weil bei dieſer Kälte der Ofen ungeheure Mengen Stroh braucht, um Wärme zu geben. Unſere Gäſte ſitzen währenddem am Ofen und geben Frau Grete knurrend zu wiſſen, daß ſie es noch wärmer haben möchten. Und unwillkürlich ſtutzt man: Welche Wendung hat unſere Weltordnung genommen? Hat man nur deshalb viele arbeitsreiche Jahre auf das Univerſitätsſtudium verwandt, um ungeſchlachten Analphabeten den Ofen zu heizen? Glaubten wir denn nicht, daß die unwiſſenden Maſſen von uns belehrt ſein wollten? Und nun ſehen wir: ſie wollen unſeren Weisheitskram gar nicht. Wer fragt nach Wiſſenſchaft? Sie haben der Weisheit letzten Schluß gefunden. Wir Vertreter der hohen Wiſſenſchaften grübeln und — graben wie die Maulwürfe im Stroh. O Tempora o mores! Aber lernen wir das eine wenigſtens, noch ehe wir an die Urſachen und Folgen der Zerſtörung Karthagos herangehen, daß wir das Leben nur im Leben kennen lernen. So iſt es: ſie ſind die Herren und wir die Sklaven. So war's ja ſchon oft im Laufe der Jahrhunderte. Aber feinfühliger, empfinden wir die Schmach vielleicht doppelt hart. Tatſache bleibt, daß wir innerlich ſtark entrüſtet ſind darüber, ſtatt Hüter der Wiſſenſchaft zu ſein, nur Pferdekräfte erſetzen zu müſſen und Wüſtlingen zu dienen. Spartaker, wir greifen nicht zu den Gewehren! Wenn wir edler ſind als unſere Peiniger, verwenden wir andere Waffen!

* * *

Chortitza-Rosenthal, am 19. Oktober 1919.

Seit einiger Zeit ſchreibe ich meine Notizen in franzöſiſcher Sprache auf. Es wird immer gefährlicher. Machno hat ſeine Spitzelabteilungen beauftragt, jeden

Träger einer Gegengeſinnung ſchonungslos zu beſeitigen. Um ihre Grauſamkeit uns gegenüber zu begründen, bringen ſie erdachte Geſchichten in Umlauf. Heute kam der Kommandant höchſt erregt nach Hauſe — es iſt ihr Zuhauſe mehr denn unſeres — und erzählte mit Schadenfreude, daß im Nachbarorte viele Deutſche aufgeknüpft worden ſeien.

Ich mußte an mich halten, um nicht voll Entrüſtung loszubrechen: Ihr Räuber und Schinder! Ich heuchelte Verſtändnis dafür, daß auch ſie nach Rechtsgefühlen handelten und fragte, warum dies geſchehen ſei.

Er erzählte, wie wenn er ſelber an der Richtigkeit ſeiner Ausſage glaubte. Es ſei eine feindliche Abteilung unerwartet über die Brücke gekommen, und da hätten die verräteriſchen Deutſchen Partei für jene ergriffen und hätten aus den Häuſern auf die Machnowizen geſchoſſen. Der Angriff ſei zwar abgeſchlagen, aber die Erbitterung der Mannſchaft gegen die Deutſchen allgemein ſei doch durch dieſen Vorfall geſtiegen. Er teilte mir gewiſſermaßen im Vertrauen mit, daß es den Kommandanten nur mit größter Mühe gelungen ſei, ihre Leute von der Rache an den Deutſchen abzuhalten. —

Aus Anlaß dieſes Geſpräches ſetzte ich mich unter unſere verlauſten Peiniger und ſprach auf ſie ein, denn ich wußte, daß ſie mir zuhören würden. Aber vergebens verſuchte ich, die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Ausſage zu entkräften. Es wäre undankbar, daß die Koloniſten in dieſem Kampfe aus der Neutralität herausträten, weil es töricht wäre.

Wohl ſei es töricht, parierte er geſchickt, aber leider doch der Fall. Es ſei ihm von dem Kommandanten, der die Verräter gefaßt und aufgehängt hätte, ſelbſt erzählt worden.

Ich durfte vorſichtshalber nach ſolchen Beweismitteln keine Verteidigung weiter verſuchen. Ich mußte das Thema auf ein anderes Geleiſe bringen. Ich ſtellte mich, als ob ich ſie für eine politiſche Partei hielte und Belehrung haben wollte.

„Was verſtehen Sie unter Anarchismus?“ begann ich ganz nach Art der Ruſſen, die immer weit ausholen und umſtändlich ſind ſowohl im Fragen als auch bildlich im Auslegen.

Ein paar zuckten die Achſeln; „Das weiß der Teufel, wir wiſſen's nicht.“ Der Kommandant aber empfindet mir gegenüber doch eine Blöße und ant-

wortet negativ: „Wie doch! Wir ſind Gegner der Weißen, der Offiziere mit den goldenen Treſſen, ebenſo kämpfen wir gegen die Bolſchewiki, die unſere Freiheit verraten haben." „Sie verfechten alſo die Idee der Freiheit)" fragte ich, naiv mich ſtellend.

„Gewiß!" antwortet er, es darf keine politiſche Beherrſchuug geben." „Wie denken Sie ſich das?" — „Unſer Batjko Machno kann Ihnen das beſſer erklären." Er holte aus der Taſche ein bedrucktes Blatt hervor, das ihm zu Zigarettenpapier dienen muß, wie ich an den Abriſſen ſehe und hält es mir hin. Sie können alle nicht gut leſen; ich möchte ſo gut ſein und es ihnen vorleſen. Wie Bauern früherer Zeiten kommen ſie mir vor, die ſich neugierig und willig um den Vorleſer ſcharen.

Da hieß es denn, daß es keine ſtaatliche Gewalt geben darf. Niemand ſoll herrſchen und beherrſcht werden. Jeder lebt nach ſeiner Einſicht und handelt nach ſeinem Gewiſſen. Gemeinden dürfen ſich nach Belieben zu Wirtſchaftsverbänden zuſammentun, im übrigen aber müſſe unbeſchränkte Freiheit walten.

„Glauben Sie," warf ich ein, daß Sie nach dieſen Grundſätzen handeln?"

„Ja doch!" beſtätigte einer energiſch. „Es gibt bei uns keine Herrſcher; wir ſind alle gleich!" — „So?" ereiferte ſich ſein Nachbar. „Da unſer Kommandant, erlaubt er ſich nicht. ſo klein er iſt, uns Befehle zu erteilen? Es ſind ſtarke Herrſchergelüſte, die unſere Kommandanten hegen!"

„Wer hat ſie gewählt?" fragte der Kommandant triumphierend.

„Ach was, gewählt," ſchreit jener. „Wenn wir zur Wahl zuſammentreten, ſchreit dein Freund deinen Namen, ſo laut er kann, und da er die beſte Kehle hat, biſt du eben gewählt."

Nun geht es heiß hin und her. Zum erſten Male bin ich Zeuge, wie die Anarchie auch ihren Zuſammenhalt zerfrißt. Ich merke, daß die Organiſation, ſo mangelhaft ſie iſt, von den abſoluten Willkür-Anarchiſten läſtig empfunden wird. Es iſt oft tagelanger Streit unter ihnen, wenn eine Abteilung die andere an der Front ablöſen ſoll, aber endlich müſſen ſich die Widerſtrebenden doch fügen, und das wurmt ſie. Es ſind primitiv denkende Menſchen, die wohl Rechte, aber keine Verpflichtungen anderen gegenüber haben wollen.

Unſere Telefoniſtenabteilung, 8 Mann, iſt nun ſchon ſeit drei Wochen unausgeſetzt bei uns. Sie ſind anſtändiger als andere, so weit man von diesen Menſchen von Anſtand reden kann. Auch Nichtbauern ſind unter ihnen, sogar ein paar verbummelte Studenten.

Nach und nach werden sie in unserem Hause zahm. Wir haben bisher ihre Gelüſte, vor allem ihre Freßgier, ſtillen können, und nun ziehen ſie ihre Raubtierkrallen ein. Unser Hof kann sie nicht reizen, denn es iſt kein Bauernhof mit Viehſtällen und Getreidespeichern. Sie leben so in den Tag hinein ohne Bekümmernis. Wenn sie gut aßen, wir ihnen die Zimmer gut heizten une der Student auf den Taſten des Klaviers hämmert, dann sind sie sogar aufgelegt, mit den Kindern zu ſcherzen. Ab und zu überwinden wir uns und setzen uns zu ihnen, und wir sind froh, wenn sie menſchlich zu uns sind, wenn wir entdecken, daß sie wohl verkommene, aber doch Menschen mit menschlichen Regungen sind. Wo die Kolonisten sich ihnen mürrisch oder verschlossen zeigen, bleiben sie die Raubtiere, die sie von Anfang waren. Freilich haben wir Glück gehabt; denn unsere Telefonisten haben Schulbildung, und das läßt sie vernünftiger erscheinen. Als gestern ein bewaffneter Kosak in einem geraubten wundervollen Pelze ins Haus kam und konservierten Tomatensaft, Gurken, Schinken und Eier verlangte, und als Frau Grete in Gefahr geriet, weil sie ihn nicht befeiedigen konnte, da waren es unsere Telefoniſten, die ihn vertrieben.

Den einen unter ihnen nennen sie Iwan. Wir nennen ihn Hans, wenn wir von ihm sprechen. Hans ist merkwürdig schlecht gekleidet, ganz im Gegenteil zu den anderen. Ich fragte ihn einmal, worin das seine Ursache habe. Er möge nicht rauben, gab er zurück. Wie, dachte ich, ist er wirklich der einzige weiße Rabe unter ihnen? Ich fand es bestätigt. Eines Tages sitze ich im Nebenzimmer und höre, wie sich über den Hans lustig machen. Wie dumm, in zerrissenen Stiefeln und Kleidern zu gehen, sich nicht einmal einen warmen Mantel zu verschaffen. Er lacht und macht Späße. Seither hat mich der Hans ganz besonders interessiert.

Er sei kein Anarchist, sagte er mir unter vier Augen. Er sei überzeugter Bolschewik. Den

Anarchisten habe er sich nur deshalb angeschlossen, weil er in einem Gebiete wohne, wo die Weißen zur Herrschaft gelangt sind, die ihn mobilisieren wollten. Sobald die Anarchisten den Bolschewiki gegenüberständen, wolle er übergehen. Nein, er sei kein Anarchist, wehrte er entschieden ab. —

Hans ist gewiß nicht dumm, aber indolent. Er versucht nicht, seine bessere Erkenntnis unter den Kameraden zur Geltung zu bringen.

Innig spricht er von seiner verlassenen Mutter und der Schwester, die Lehrerin ist. Es steckt doch noch Kultur in diesem Menschen. Humor kommt dazu. Es ist nicht satirischer Spott, sondern gutmütiger Humor, den dieser Mensch besitzt. Man muß ihn gern haben. Selbst wir, die wir es beinahe verlernen, können uns manchmal des Lachens nicht erwehren.

Iwan ist grenzenlos nachlässig: die Läuse fressen ihn fast auf; er kratzt sich unaufhörlich, aber es fällt ihm nicht ein, sich zu reinigen. Die Parasiten haben ihn fast blutleer gesogen, aber er läßt sie gewähren. Er lacht nur, wenn wir ihn ermahnen, sich von diesem Ungeziefer zu befreien. Er ist den Läusen nicht bös. Er sagte neulich im Scherz: „Ich würde die Kapitalisten auch nicht töten, wiewohl sie schlimmer sind als die Läuse. Ich möchte ganz gern zu Grunde gehen, wenn nur die Idee des Kommunismus obliegt." Ein ganz eigenartiger Bolschewik. So sind die Kommunisten in Rußland sonst nicht; sie wollen herrschen und nicht Märtyrer sein. Dem Hans muß man es glauben, daß er ehrlich ist: denn es ist nicht die Spur Eigennutz an ihm. Wer will einen Stein auf diesen Menschen werfen?

So wie Hans sind die anderen nicht! aber es ist doch eine Gruppe, die sich von den übrigen gesondert hält. Auch Fedja behauptet, die Handlungsweise der Machno-Anarchisten zu verabscheuen. Ungern sei er mitgezogen, denn er habe seine junge Frau zurückgelassen, um die er nun in Sorge sei, weil er schon seit Monaten nichts mehr von ihr gehört habe. Er stammt aus Gulja Polje, dem großen Marktflecken, wo Machno zu Hause ist, und der nun im Volksmunde Machnograe heißt, nach der Analogie von „Petrograd". Machno begann hier in seiner Zentrale alle, die nicht zu ihm hielten, auszurotten. Wer also sein Leben und sein Eigentum retten wollte, ließ sich von Machno einstellen.

Machno iſt ungemein liſtig und tatkräftig. Er hat 12 Jahre in Sibirien Strafarbeit getan, ſo wird erzählt, und da iſt ſein Rachebedürfnis entſtanden. Seine Blutgier muß grenzenlos ſein. Er zögert nie. Als er mit Grigorjew, einem ebenfalls populären Abenteurer in der Ukraine, verhandelte, ſchoß er ſeinen Rivalen einfach nieder. Das war für ihn die einfachſte Löſung. Ein Menſchenleben gilt ihm garnichts. Der Kurs des Menschenlebens ist zur Zeit in der Ukraina noch niedriger als in Gross-Russland. Eine ganz eigenartige Reaktion ist es, das dieselben Russen — die Ukrainer sind ja offengestanden nicht nur Slaven, wie die Grossrussen, sondern stehen diesen so nahe, dass man sie von jenen dem Wesen nach nicht unterscheidet — die sonst so gern und so viel unterhandelten, jetzt zum Handeln übergegangen sind. Die Machno-Anarchisten jedenfalls verhandeln nie: ihre stereotype Wendung ist „keine Unterredungen" (nje rasgowariwaty!). Aber vielleicht dürfte man dieſe Beobachtung nicht verallgemeinern. Nein, denn die weniger verdorbenen Anarchisten können, wenn sie satt und warm sind, stundenlang philosophieren. Das tut der Hans, das tut auch Fedja. Diese beiden werden ganz zahm. Sie haben sich sogar Lektüre erbeten von meinem Freunde und nun lesen sie tagelang in den Werken Turgenews und Lermontoffs.

Der Dicke — so nennen wir einen Bauern, der zur Telefon-Abteilung gehört — hat Freude an einem gut gepflegten Aeußeren. Er trägt sehr gute und stets blanke Stiefel. Sein Anzug ist aus beneidenswert gutem englischen Stoff, den er im Kampfe mit den Weissen, die von den Engländern unterstützt werden, erbeutet hat. Er hat durch den langen Kriegsdienst das plumpbäuerliche Aussehen fast verloren. Meine Freunde vertrauen ihm mehr als den anderen; aber da er sich gänzlich prinzipienlos zur Machno-Bande hält, traue ich ihm nicht sehr. Er behauptet allerdings, dass sein Vater einen grossen Bauernhof besitzt und dass er sein eigenes Pferd mitgebracht hat. Es ist nicht ausgeschlossen. Es sollen viele reiche Bauern dabei sein. Sie bleiben eine Zeit lang bei der Bande, und wenn sie genug geraubt haben, kehren sie mit den geraubten Pferden und Kleidern nach Hauſe zurück. Andere wollen ſich durch den Anschluss an Machno retten. Gestern war ein furchtbar versoffener Kerl mit einer furchtbar versoffenen Trinkerstimme hier. Es soll der

Grubenbeſitzer K. aus dem Kreiſe Taganrog ſein. — Es gibt regelrechte Fanatiker unter ihnen, die aus Haß gegen die dem ganzen Bauernvolke verhaßten Weißen erbarmungslos wüten. Da wir — wenn auch mit Unrecht — für Anhänger der Weißen gelten, kühlen ſie ihr Mütchen an uns. Teilweiſe allerdings rührt ihre Feindſchaft gegen uns noch vom Kriege her und mehr noch von der Zeit der deutſchen Okkupation.

Ich erinnere mich einer Begebenheit im Herbſt, die für die Weißen charakteriſtiſch iſt und die zur Zeit dieſen Bauernaufſtand erklärt. Ich kam abends auf der Station N.-K. an und mußte in dem Ort übernachten, weil kein Fuhrmann wagte, nachts über die Steppe zu fahren. Auf der Station waren einige Züge Weißgardiſten angekommen, die Ordnung in dem von ihnen beſetzten Gebiete ſchaffen wollten. Im Dorfe brannten mehrere Höfe, die ſie zur Strafe angezündet hatten. Als ich das Dorfgaſthaus ſuchte, wurde ich von den Weißgardiſten angehalten und ausgeraubt. Als ich darauf drei Offizieren begegnete, meldete ich ihnen den Vorfall. Aber ſie gaben mir zur Antwort, daß es bei ihnen nicht anders wäre als in allen Aufſtandsarmeen und gingen weiter. Einer blieb etwas zurück und ſagte offenherzig: „Wären wir früher dem Volke entgegengekommen, ſo wäre es nicht ſo weit mit dem Verfall Rußlands gekommen. Wir haben alle Schuld daran.“ —

Ich freute mich über die richtige Erkenntnis, hielt aber das Entgegenkommen in dieſer Weiſe doch für verfehlt. War die Erlaubnis, zu plündern, etwa ein Eingeſtändnis, daß ſie den Soldaten nun geſtatten wollten, was ſie bisher als ihr Vorrecht betrachtet hatten?

Tatſache iſt, daß die ſittlichen Begriffe vom Stehlen, die ja in Rußland nie ſo feſt ſtanden wie in germaniſchen und romaniſchen Ländern — wer hätte nicht ſchon gehört von der Korruption der Zivil- und Militärbehörden Altrußlands, wie auch von dem Hang zum Stehlen im Volke allgemein? — daß dieſe Neigung durch die Kriege vor und nach der Revolution zu einer verhängnisvollen Verwilderung geführt hat! Wohin ſteuert das arme Rußland? Jene Leute in Rußland, die bei der Geburt dieſer Urſachen zu dieſen Zuſtänden Pate geſtanden haben, wußten nicht die Folgen zu ermeſſen. — —

Beginnt man zu philoſophieren, ſich zu akklimatiſieren? Nein, an den Sklavenzuſtand können ſich aufrechte Menſchen nicht gewöhnen! . . .

* * *

Am 22. Oktober.

Entſetzlich! Heute war der große Koſak hier; er war ſchon vor einigen Tagen einmal in unſerem Hauſe. Er kündigte uns heute an, es könne nicht weiter in bisheriger Weiſe geduldet werden, daß die Einwohnerſchaft der deutſchen Hofdörfer ſich neutral verhielte. Der Kampf ſei aufs höchſte geſtiegen und für ſie könne es nur noch gelten: Wer nicht für uns iſt, der iſt gegen uns! Danach wollten ſie handeln. Wir müßten uns entſcheiden, ob wir zu ihnen ſtehen und an ihrer Seite in den Kampf ziehen — oder ob wir zu ihren Gegnern, den Weißen, gezählt werden wollten. Im letzten Falle würden wir bis auf den letzten Mann ausgetilgt werden. Sie führten nicht umſonſt die ſchwarze Fahne, die allen Widerſachern Tod bedeutet. —

Das iſt's, was wir in den letzten Tagen wie drohendes Gewitter über unſeren Häuptern fühlten. Wie wird es enden? — —

* * *

Am 23. Oktober.

Es iſt, als ob das Todesurteil ausgeſprochen wäre über uns und wir nur noch auf den Henker zu warten hätten. Wer nicht zu apathiſch iſt, kommt auf Fluchtgedanken. Sie haben uns jedoch angeſagt, wer nach dem Dunkelwerden drei Schritte vom Hauſe entfernt angetroffen wird, ſoll ohne Warnung erſchoſſen werden. Tatſächlich ſieht man ſo viele bewaffnete Reiter allenthalben, daß jeder Fluchtverſuch der ſichere Tod wäre. Zudem hat jeder ſeine Familie. Wohin wollte man fliehen? Man müßte ſchon über die Grenzen des Reiches kommen können!

* * *

Am 24. Oktober.

Ein furchtbares Ereignis hat ſich zugetragen. Als Gerücht war es mir bekannt ſeit zwei Tagen. Ich glaubte dem nicht. Heute habe ich die ſichere Beſtätigung erhalten. Das Hofdorf Eichfeld — nur 25 Werſt von hier entfernt, exiſtiert ſeit dem 18. Oktober nicht mehr. Am 17. Oktober abends haben Reiterbanden das Dorf umſtellt, ſich auf die einzelnen Höfe verteilt und die Deutſchen ſo überraſcht, daß keiner dem anderen Nachricht geben könnte. Dann haben ſie, meiſt mit kalter Waffe, die ganze männliche Bevölkerung über 15 Jahre niedergemacht: 84 Menſchen. Es müſſen ſich herzbrechende Szenen abgeſpielt haben, wobei Frauen in der Verzweiflung mit ihren Leibern ihre Männer oder Söhne zu ſchützen verſucht, aber nur ihr Leben eingebüßt haben. Die meiſten Witwen ſind mit ihren Kindern, viele in Nachtkleidern, barfuß in die Froſtnacht hinausgeflohen. Sie haben Zuflucht geſucht in dem vier Werſt entfernten deutſchen Nachbardorf. Jedoch auch dort ſollten ſie auch nicht zu Atem kommen. Die gleiche Metzelei begann auch hier. Unerklärlicherweiſe hat ſich das Tragödienſpiel nur auf zehn Höfen abgeſpielt. Dann ſind jene Räuber, von denen viele als Bewohner des nächſten ukrainiſchen Ruſſendorfes erkannt worden ſind, wieder abgezogen. Von den vierzig Höfen des verlaſſenen Dorfes Eichfeld fahren die Ruſſen der Nachbardörfer in großen Transporten allas bewegliche Inventar davon. Auch die Dächer werden abgetragen und weggeſchleppt.

Mit Hochſpannung warten wir auf unſer Verhängnis. Die Spannung übertäubt alle Qualen, die wir ſonſt tagtäglich ertrugen und die uns ſo empfindlich peinigten. Noch hat man uns vor die Entſcheidung nicht geſtellt. Aber daß wir mit Räubern nicht pakieren können, iſt ſonnenklar.

Morgen kommt das vierte Regiment zurück und das ſechſte kommt an ſeiner ſtatt an die Front. Wir kennen jene Helden ſchon zur Genüge. Da haben ſich die rabiateſten Teufel zuſammengefunden. Wir zittern. Wir wiſſen, was geſchehen kann.

* * *

Unſer Kommandant teilte mir heute mit, daß die Erregung unter den Anarchiſten nachgelaſſen hat. Mag ſein, daß ihre Kampflage ſich etwas gebeſſert hat. In den letzten Tagen waren die Telefoniſten ſehr aufgeregt am Telefon. Heute ſprechen ſie nicht ſo viel. — Ich hörte geſtern, daß ſie ſich untereinander darüber unterhielten, ob die Hauptſtadt Jekaterinoslaw noch in ihrem Beſitz ſei oder nicht. Obwohl wir die Ohren ſpitzen, dürfen wir jedoch nie direkt nach ihrer Kampfeslage fragen, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß unſer Verhalten nicht mehr neutral iſt. Die Haltung der Anarchiſten iſt uns gegenüber drohend genug. Es gibt eine beſondere Inquiſitionsabteilung unter ihnen, die ſich den Anſchein gibt, Gegenſpionage zu betreiben. An der Spitze ſteht der berüchtigte Batjko Prawda. Man nennt ihn die rechte Hand Machnos. Er iſt ein Mann von ungewöhnlich kräftiger Konſtitution, dem nur die Füße fehlen. Sie ſind ihm früher amputiert wordrn. Er ſteht und geht auf künſtlichen Füßen, die er an ſeinen kurzen Beinen angebracht hat. Er ſoll früher Bettler geweſen ſein. Jetzt iſt er neben Batjko Machno ein Glanzſtern unter den Anarchiſten, die ihm ſogar den Zunamen Batjko (Väterchen) gegeben haben. Er kennt keine Rückſicht und ſchrickt vor keinem Mittel zurück, Menſchen zu quälen. Nicht von uns wohnt ein Mann, der Mitinhaber einer Fabrik war. Offenbar vermuten ſie bei ihm Geld und da hat Batjko Prawda ein Verhör mit ihm angeſtellt. Er ſoll geſtehen, wo er Gewehre verſteckt hat. Da er keine beſitzt, begann man die Inquiſition. Man knutete ihn, man entkleidete ihn und ſetzte ihn auf eine Flamme, dann wieder errichtete man einen Galgen, knüpfte ihn auf, bis er am Verſcheiden war und ließ ihn wieder auf die Erde. Quälereien in dieſer Richtung gehen noch viel weiter.

Vor einiger Zeit ſtäupte man einen Mann P., damit er angebe, wer von den Deutſchen Gewehre verſteckt halte. Als die Qual unerträglich wurde, hatte der Mann die Schwäche, einige Namen zu nennen, um nur nicht mehr gefoltert zu werden. Darauf nahm man die genannten Männer vor. Es waren zwei meiner Schüler, junge Lehrer. Während drei Tagen hat man ſie faſt ſtündlich mit Bleiknuten geſchlagen, daß ſie ſchließlich flehentlich ihre Peiniger um die

Gnadenkugel baten. Man ſchickte ſie ſchließlich heim, aber nun liegen ſie da und man verſicherte mir, daß keine Stelle am ganzen Körper heil geblieben wäre. Man habe die in die Wunden verheilten Kleider nur mit größter Mühe abnehmen können. Jetzt liegen die armen unſchuldigen Opfer in ihren Eiterwunden, und man weiß nicht, auf welche Seite man ſie ſchmerzlos betten ſoll.

Einen Familienvater, Mühlenbeſitzer, haben ſie derart mißhandelt, daß er nach zwei Tagen geſtorben iſt. —

Und dieſe Inquiſitoren waren auch bei uns. Sie gaben vor, mein Freund und ich hielten zwei Ballen Kleidertuch verſteckt. Dieſe ungeheuerliche Behauptung hatte den gleichen Zweck, uns zu quälen. Ich war nicht im Haus, und es wurde nach mir geſchickt. Mein Freund aber wandte ſich, als man ihn mit den Waffen bedrohte, an unſere Einquartierung, und dieſe lenkte das Unheil ab. Jene gingen darauf zu unſerem alten Nachbarn und durchſuchten deſſen Haus und fanden ein Stück Sohlenleder, was zu unſerer Zeit mehr wert iſt als Geld. Damit hatte es diesmal ſein Bewenden. Dieſe Inquiſitoren ſuchen ſich täglich neue Opfer aus.

Jeder ſeufzt: Los von dieſen Peinigern!

* * *

Am 27. Oktober.

Ein jeder hat ſein beſonderes Schickſal. Kaum eine Familie, ſcheint mir, hat ſo viel Schickſalsſchläge erdulden müſſen, wie die Familie W. Ich lernte ſie kennen ſchon während unſerer Sklavenzeit. Das Haus dieſer Familie ſteht nicht fern ab von uns und iſt zu erreichen, ohne daß man auf die Straße zu gehen braucht. Nachdem ich die Familie einmal beſucht hatte, wurde ich gebeten, öfters zu kommen. Es iſt mir verſtändiich. Ein jeder hat das Bedürfnis, einmal einen Nicht-Anarchiſten zu ſehen, um ſich ausſprechen zu können. Für die Familie W. wurde ich gewiſſermaßen der Beichtvater. Es ſind feinfühlende Menſchen und darum leiden ſie ſeeliſch mehr als viele andere. Beſonders der Vater iſt es, der ſich innerlich martert. Jedesmal, wenn ich auf einige Minuten hinübergehe,

ſehe ich an ſeinsn ſchmerzverzehrten Geſichtszügen, wic ungeheuer er darunter leidet, daß er zu ſchweigen hat, wenn freche Eindringlinge ſein Haus betreten, zu ſchweigen, wenn ſie ſein Haus einnehmen und die Familie auf zwei kleine Zimmer beſchränken, zu ſchweigen, wenn rohe Geſellen Schränke und Kommoden leeren, zu ſchweigen, wene beutegierige Diebe die Taſchen nach Uhren, Meſſer und Geldbeuteln abſuchen, wenn ſie ihm den Ehering vom Finger ziehen, ja zitternd zu ſchweigen, wenn die Ehre der Töchter bedroht erſcheint. Als es ernſt damit wurde, als man ſeine ſchöne große Tochter wegholen wollte, da hat er nicht mehr ſchweigen können, da hat er geſprochen, jedoch nicht ſo, wie ihm die Gefühle die Ausdrücke eingaben. Er iſt mit Aufwand der ganzen Willensenergie der Überlegung gefolgt und hat mit den Mädchenſchändern in ruhigem Tone geſprochen, hat ihnen einzureden verſucht, daß ſeine Tochter krank ſei und das Bett hüten müſſe. Er hat ſie verſteckt, denn er wußte, daß ſie unrettbar verloren geweſen wäre, wenn ſie gefunden würde. Und hatte er ſie einmal gerettet, ſo beſtand die Gefahr immer noch, ſo lange ſie in unſerem Orte blieben. Und ſie ſind wiederholt gekommen. Die ſeeliſche Spannung von einem Beſuch bis zum anderen fraß an ſeinem Mark mehr als der Beſuch ſelbſt. Die Nervoſität ließ ihn nicht mehr ſchlafen. Und gelang es endlich einmal nach langem Kampf, sich zu beruhigen, den Schlaf, den einzigen Tröster in dieser Zeit, zu finden, dann kam sicher nächtlicher Besuch, und dann half kein Widerstreben: man mußte die Nachthyänen einlassen. Von neuem krampft das Herz sich zusammen, wie wenn es von Adlerklauen gepackt würde; man sieht fröstelnd vor Kälte und Aufregung die Gesellen ins Haus kommen. Sie wühlen an allen Ecken und Enden und behandeln die Hausbewohner wie Übeltäter, wie Feinde, an denen man sich rächen muß. Und solche Besuche wiederholen sich in mancher Nacht vielmals!

Dieser Mann empfindet sein Schicksal noch schmerzlicher, weil seine Nerven schwach sind! — Eines Tages platzte ein Geschoß in unmittelbarer Nähe des Hauses. Die Fensterscheiben zerbrachen. Sie mußten durch Bretter oder Kissen ersetzt werden. Dieser Mann klagt mir seinen Gram, und diese Klage ist vielleicht die einzige Rettung für ihn. Es ist ihm ein Trost, wenn jemand ihm mit Verständnis zuhört.

Daß wir auswandern müssen, wenn wir am Leben bleiben, ist uns selbstverständlich. Wir sprechen viel von Ländern mit geordneten Verhältnissen und besseren sozialen Zustäuden und noch besser erzogenen Staatsbürgern. Es klingt wie eine beruhigende Musik, wenn ich von meinen Erfahrungen in fremden Ländern spreche. Dann vergißt er für einen Augenblick sein Leid. Weil ich dies weiß, bringe ich gern das Gespräch auf dieses Thema. Aber jedesmal, wenn ich wiederkomme, finde ich diesen Mann in Verzweiflung. Er kann, wie so viele, nicht mehr auf einen guten Ausgang, auf bess re Zeiten hoffen. Das Nicht-mehr-hoffen-können ist das Fürchterlichste, was ein Mensch erleiden kann.

Unser Schicksal hat kein Erbarmen mit uns. Gestern besuchte ich die Familie W und fand sie apathisch. Man überreichte mir einen Brief, den ihnen ein Verwandter auf einem Schleichwege zugestellt hat. Er lautete so: „Liebe Geschwister! Mit versteinertem Herzen und verwirrten Gefühlen schreiben wir Euch dies. Sie kamen zu uns ins Haus Sie zogen uns aus bis auf die Unterkleider und begannen ihr grausames Spiel mit uns. Sie schossen unserm alten Vater durch beide Handflächen und zwangen ihn dann, sich mit ihnen an den Tisch zu setzen und Branntwein zu trinken. Er sollte anstoßen mit ihnen. Vater sah uns mit einem Blick an, der ein tiefes Weh widerspiegelte und uns in die Seele schnitt Wir standen da in stummer Qual und ließen uns verhöhnen. Aber nicht genug damit. Bruder Johann schlugen sie mit schartigen Säbeln ins Gesicht und versuchten, ihm die Arme abzuhauen. Er floh und später fanden wir ihn in der Spreu liegen. Sie, die wir nicht zu benennen vermögen, weil kein Wort ausreicht, sie zu bezeichnen, sie haben sich geweidet daran, wenn sie dem Sterbenden die Qual vermehrten, indem sie Spreu in seine Wunden streuten. Unser jüngster Bruder versuchte, sie durch energisches Auftreten einzuschüchtern; aber sie schossen und hackten ihn nieder. Unsern Neffen Franz schlugen sie mit Knuten und stumpfen Gegenständen, bis er bewußtlos niederbrach und nicht wieder erwachte. Heinrich versuchte mit Frau und Kind zu fliehen; aber ihn fanden wir später tot im Vorgarten. Auch wir sind verwundet: mein linkes Ohr ist zur Hälfte ab, an der Stirn habe ich tiefe Wunden, auch die Hand

trage ich verbunden. Ein Hemd dient als Verbandsstoff. Wir haben unsern Wohnort verlassen und halten uns bei Freunden im Nachbarort versteckt. Wir nennen keine Namen, weil es ungewiß ist, ob dieser Brief nicht in unrechte Hände gelangt. Unser Haus soll inzwischen eingeäschert worden sein. So hört auch Petersdorf auf zu existieren. Von Eurem Ort meldet man hier auch Schreckliches. Ob Ihr noch alle am Leben seid?

Ihr Lieben, wenn wir uns noch einmal sehen sollten in diesem Leben, dann wollen wir uns an den Händen fassen und ohne Umsehen das Land unserer Schmach für immer verlassen."

Ich ließ das Blatt auf den Tisch fallen und sah auf. Verzweiflung! Was sollte ich sagen? Worte kamen mir zu unbedeutend vor gegenüber solchen Wuchtschlägen; man protestiert auch nicht mit Worten gegen so elementare Erscheinungen wie Blitz und Donnerschlag. Stumm drückte ich ihnen die Hand und entfernte mich.

Den ganzen Tag beschäftigte mich heute das Schicksal dieser Familie. Ich begreife, daß diese Menschen, die bibelfeste Christen sind, verzagt rufen: Lebt unser Gott? Es ist zuviel! — Wer nicht erlebt hat, was wir erleben, wird nie begreifen, was wir ertragen.

* * *

Am 30. Oktober.

Keine Rettung in Sicht! Vertiefung des Elends! Typhuskrank liegen Anarchisten in den Häusern. Wen wundert es, wenn diese Menschen, die keine Gesundheitspflege kennen, krank werden. Aber auch wir sind rettungslos dieser ansteckenden Krankheit preisgegeben. Wir haben weder Seife noch Wäsche zum Wechseln. Selbst Kämme und Rasiermesser fehlen uns. Wir sehen aus wie Barbaren mit struppigem Haar und ungepflegtem Bart. Ich besitze zwar noch einen Rasierapparat im Versteck, aber ich darf ihn nicht mehr gebranchen, denn so bald sie merken, dass ich rasiert bin, würden sie das Messer von mir verlangen.

Auch in unſerem Hauſe liegen drei Mann krank darnieder. Frau Grete nimmt ſich der Kranken an in warmer Nächſtenliebe: ſie denkt nicht daran, daß es unſere Peiniger ſind, ſondern pflegt die Hilfloſen mit aufrichtiger Beſorgnis. Wenn ſie in irgendeiner Kellerecke noch etwas hatte verborgen halten können, jetzt gibt ſie es her: das Letzte an eingemachten Kirſchen ſetzt ſie ihnen vor. Sie kocht den durſtigen Kranken Tee, ſo oft ſie wollen, obgleich ſie vor Abmattung faſt zuſammenbricht. Während der Dicke alles wie ſelbſtverſtändlich annimmt, regt ſich bei Fedja eine tiefe Dankbarkeit. Er fühlt, daß er die Krankheit überſtanden hat. Zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit ſchenkt er ihr einen Hundertrubelſchein. Sie habe ihn vom Tode errettet, ohne dieſe Pflege wäre er umgekommen.

* * *

Am 5. November.

Ein neuer erbarmungsloſer Feind! Wir ſind verloren! Der ſchwarze Tod geht um. Erbarmungslos faßt er zu. Zuerſt erkrankten die Anarchiſten. Sie lagen in allen Häuſern herum, und die einheimiſche Bevölkerung pflegte ſie. Nun iſt der Funke auch zu uns übergeſprungen: Flecktyphus! Ich ſprach mit dem Arzt H. Er beſtätigte, daß es in den meiſten Fällen Flecktyphus ſei, in den übrigen ſei es der Rückfalltyphus. Die Krankheit der letzten Art läßt ihren Opfern nach etwa einer Woche eine Pauſe von einigen Tagen. Das Fieber weicht, die Kranken glauben ſich geſund und beginnen zu eſſen. Dann aber ſetzt das Fieber in verſtärktem Maße ein. Es iſt, wie wenn die Katze mit der Maus ſpielt. Wenn die Maus ſich freigegeben glaubt, ſpringt der grauſame Peiniger von neuem zu und würgt das hilfloſe Tierchen.

Es gibt für uns kein Entrinnen, denn auch die Aerzte wiſſen unter den obwaltenden Umſtänden kein Mittel, uns zu ſchützen. Abſonderung der Erkrankten wäre die einzig mögliche Rettung, aber dieſe Maßnahme iſt gänzlich unmöglich. Die Anarchiſten, auch die kranken, laſſen ſich nicht aus den Häuſern wegtragen. Man hat es verſucht. Zur Zeit iſt es ſchon zu ſpät. Es ſind ihrer zu viele.

Von zwei Aerzten liegt der eine ſchon krank darnieder. In der Apotheke gibt es keine Arznei mehr. Schmerzlich iſt die Erkenntnis, daß wir alle demſelben Schickſal entgegengehen. Früher oder ſpäter muß jeder daran glauben.

Vorgeſtern ſtarb einer meiner Kollegen und eine meiner Schülerinnen, eine achtzehnjährige Seminariſtin. Nur wenige Menſchen begleiteten die beiden Särge auf den Friedhof. Als wir die Gräber zuſchütteten, merkten wir, wie kraftlos wir ſchon ſind. Wir konnten es faſt nicht ſchaffen.

Das große Leid iſt nun in jedem Hauſe. Von den 6000 Einwohnern unſeres Ortes hat jeder mit den Kranken zu tun.

Außer den Anarchiſten ſind bei uns ſchon erkrankt das kleine Töchterchen meines Freundes und die Großmutter. Bewußtlos liegen die Elenden da im höchſten Fieber, und wir können ihnen nicht helfen! Nicht einmal den Arzt können wir zur Beruhigung herbeiholen. Der eine Arzt, der noch aufrecht iſt, geht von Bett zu Bett und iſt bereits ſo erſchöpft, daß ſeine Erkrankung jeden Augenblick eintreten muß.

* * *

Am 13. November.

Nun iſt kein Arzt mehr zu holen. Beide ſind gefährlich krank und man fürchtet, daß ſie nicht mehr aufkommen. Außer Frau Grete und mir ſind jetzt alle krank bei uns. Ich muß zuſehen, daß ich morgens und abends den Ofen heizen kann. Ich fälle bereits Gartenbäume. Es iſt kein anderes Holz vorhanden. Frau Geete plagt ſich mit den Kranken ab. Tag und Nacht müſſen wir bei ihnen ſein. Nachts iſt es noch ſchlimmer als am Tage. Einer allein kann nicht mit den Kranken fertig werden. Und doch können wir ihnen kaum helfen. Die einzige Linderung, die ihnen gebracht werden kann, beſteht darin, daß wir ihnen die heiße Stirn kühlen und Waſſer zu trinken geben. Oft haben wir allergrößte Mühe, die bewußtlos Phantaſierenden zu beruhigen. Man kommt ſich vor wie in einem Irrenhauſe. Während ich am Bette ſitze und

ſchreibe, entreißt mir plötzlich das vierzehnjährige Mädchen das Blatt und will leſen, ob ich nach Deutſchland geſchrieben habe, damit ſie uns von dort Flugzeuge ſchicken, die uns von hier wegholen. Ihr Wunſch kindlicher Art kommt da zum Vorſchein. Dann wieder fragt ſie mich, ob die Meerfrau Zucker gebracht habe. Sie möchte den Tee mit Zucker geſüßt trinken.

Dann ſpringt plötzlich mein Freund von ſeinem Lager und gibt erregt vor, er müſſe ſeiner Frau beiſtehen, die draußen von dieſen . . . (wir benennen die Anarchiſten gewöhnlich nicht) bedroht werde. Ich beruhige ihn. —

Ich ging heute am Tage für ein halbes Stündchen fort. Ich mußte ſehen, wie es in den Nachbarhäuſern ausſieht, ob es denn überall ſo zugehe wie bei uns. Überall dasſelbe Bild. Die Geſunden gehen wie Schatten einher. Die Anarchiſten fangen an, die Kranken wegzubringen in die benachbarten Ortſchaften. Die Geſunden verlangen aber unentwegt unſeren Sklavendienſt wie ehedem, unbekümmert darum, ob wir unſere Kranken pflegen können oder nicht. Sie ſind die Herren und ihrer Willkürlaune haben wir widerſtandslos zu folgen. Wir ſind kaum noch fähig, uns moraliſch zu widerſetzen.

Die Schulhäuſer ſind Krankenhäuſer der Anarchiſten geworden. Deutſche junge Männer und Mädchen — darunter in erſter Linie unſere Seminariſten, ſoweit ſie noch nicht erkrankt ſind — müſſen ſie pflegen. Weil die Zahl der Geſunden in unſerem Ort zu gering iſt, holen ſie Pfleger aus den benachbarten Ortſchaften herbei. Sobald ſie angeſteckt ſind, kehren ſie in ihre Dörfer zurück, und ſo greift auch dort die anſteckende Krankheit um ſich.

* * *

Am ?

Das große Sterben nimmt erſchreckend zu. Ich konnte viele Tage nicht mehr Notizen machen. Tag und Nacht kommen wir nicht zur Ruhe. Meines Freundes Zuſtand iſt höchſt bedenklich. Seit einį paar Tagen kehrt ſeine Beſinnung kaum mehr zurück.

Es iſt kalt und dunkel um uns herum. Witterung und Jahreszeit verſtärken die Troſtloſigkeit des Tages. Um 3 Uhr wird es ſchon dunkel, und bis 9 Uhr morgens währt die Finſternis. Bis vor ein paar Tagen hatten wir kein Licht; kein Steinöl, nur eine rauchige Fu..zel mit Sonnenblumenöl, mit dem wir äußerſt ſparſam umgehen mußten. Nun hat uns ein Kollege ein paar Tropfen Steinöl gebracht, das wir nun ganz ſparſam brennen. Wir haben dieſe Koſtbarkeit in eine kleine Lampe gegoſſen und ſchrauben den winzigen Docht ſo herab, daß die Flamme nur noch wie ein fernes Irrlicht flackert. Ohne Licht ſind die Kinder in der langen Nacht nicht zu beruhigen.

Unſere Einquartierung, deren Zuſammenſetzung ſich verändert hat, weil einige Erkrankte fortgekommen und andere hinzugekommen ſind, hat unſer Flämmchen in der Nacht entdeckt und forderte heute die Flamme für ihren Gebrauch. Es gelang Frau Grete nicht, ſie zu beruh gen. Da packte mich heftig der Unwille gegen dieſe Unmenſchen. Ich trat vor ſie hin mit feſtem Tritt und fuhr ſie an. Ich ließ ſie nicht zur Beſinnung kommen, ſondern nützte ihre Beſtürzung mit raſchen, treffenden Worten ſo aus, daß ſie kein Wort erwidern konnten. Sie ſaßen da im Finſtern, daß man faſt vermuten konnte, ſie wären durch einen Zauber verſchwunden. Das Licht behielten wir.

* * *

Am ?

Die Kranken phantaſieren von Neu-Seeland, dem Land ihrer Sehnſucht. Wer die Hoffnung noch hat, am Leben zu bleiben, denkt nur noch an Auswanderung. Aber die meiſten wandern aus nach dem Friedhof. Draußen vor unſerm Fenſter bringt man täglich Särge vorbei! Särge? Nein, es gibt keine Särge mehr Man begräbt die Toten ohne Särge, entweder in Trögen oder Schlafbänken oder gänzlich bloß. Auch das Begraben iſt ſchwierig: es gibt kaum noch Menſchen, die Gräber graben. Diejenigen, die bei Kräften ſind, laſſen ſich die Arbeit übermäßig teuer bezahlen. Darum bleiben viele Gräber offen.

Im Nachbarhauſe ſtarb geſtern der alte, vielgeplagte penſionierte Lehrer. Alle übrigen acht Perſonen liegen krank darnieder. Man rief mich um Hilfe, um den Toten aus dem Krankenzimmer zu ſchaffen.

Jetzt kein Mann mehr in dem Hauſe, nur Frauen, und dieſe alle krank. Fremde pflegen ſie und bedienen die einquartierten Anarchiſten.

* * *

Am 13. Dezember.

Es iſt ein ſonniger Froſttag. Wir hörten früh am Morgen Dröhnen von Geſchützen und horchten auf: ſollte es eine Wendung geben? Trägt das Eis vielleicht? Unſere Teletoniſten ſprachen aufgeregt am Fernſprecher. Aber dann verſtummten die Geſchütze, und nur das Knattern der Gewehre war vernehmbar wie vorher.

Als am Nachmittag die Kranken etwas ruhiger zu werden ſcheinen, entſchließe ich mich zu einem Rundgang durch die Nachbarhäuſer. Ich ſuche gleichzeitig etwas Aufmunterung für mich ſelbſt, denn ſtumpf und ſchwer fühle ich die Laſt des Leides.

Aber niemand iſt da, der Troſt weiß. Die Geſichter nehmen nach und nach einen verſteinerten Ausdruck an. Man läßt an ſich herankommen, was will. Wohl zuckt die Wimper im Schmerz, und Wehmut legt ſich um den Mund; aber Hoffnung gibt es nicht mehr. Menſchen ſterben hier wie die Fliegen nach einem Gifttrunk! Am eheſten erliegen die Menſchen, die ſeeliſch am ſtärkſten gelitten haben, vor allem die Eltern. Am ſicherſten kommen die Kinder durch und junge kräftige Menſchen. Menſchen mit ſchwachem Herzen ſind ſichere Todeskandidaten. Unvergeßlich bleibt mir das Bild im Hauſe M. Ich trete ins Haus. Es rührt ſich kein Menſch. Selbſt die Anarchiſten fehlen. Ich ſchritt durch leere, ſchmutzige, verlaſſene und kalte Zimmer. Ich vergegenwärtige mir einen Augenblick, wie ſtolz und reich dieſer Bauernhof einſt ausſah. Und jetzt?

Ich öffne eine Tür und — da liegen ſie alle: der Hofbeſitzer, ſeine Frau und ſeine ſieben Kinder. Auf Stroh ſind ſie gebettet und mangelhaft zugedeckt.

Niemand hat den Ofen geheizt. Darum waren auch die Anarchiſten weggegangen. Ich überſehe die Reihe der Kranken und nähere mich dann dem jüngſten Kinde. Ich faſſe ſein Händchen an. Es iſt kalt; eiskalt iſt auch das kleine Geſicht. Nun begreife ich: es iſt tot. Vermutlich iſt es bewußtlos vom Stroh auf den kalten Fußboden gerollt, und da hat der Froſt dem kranken Kinde den Gnadenſtoß gegeben. Leiſe teile ich es den Eltern mit. Mit angſtverſtörtem Geſicht müht ſich die Mutter krampfhaft, ſich aufzurichten, um ihr totes Kind zu ſehen. Es will ihr nicht gelingen. Ich richte ſie auf. Sie beginnt zu phantaſieren, nnd da lege ich ſie wieder zurück ins Stroh.

Dann gehe ich Hilfe zu ſuchen für Menſchen, die dem Tode geweiht ſcheinen. Zwei Jungfrauen, Waiſen, die in vielen Fällen die Pflege übernommen haben, ſollen nun auch dieſe Familie pflegen.

Leute, die am Friedhof vorbeigekommen ſind, behaupten, daß es dort keinen Platz mehr gibt. Und die Zahl der Toten wächſt täglich . . .

* * *

Am 17. Dezember.

Was wir kaum mehr zu hoffen wagten, es ſcheint ſich zu erfüllen: die Anarchiſten rüſten zum Abzug. Wie ein Lichtſtrahl in dunkler Nacht weckt uns das aus der Verſteinerung. Und dann: dann bleibt zurück, Not und Tod, Leere. Was ſie uns genommen, kann niemand erſetzen . . .

Ich fühle mich nicht wohl. Schon geſtern hatte ich Temperaturerhöhung. Heute war die Temperatur auf 38,2 Grad geſtiegen. Was ſoll werden, wenn auch ich unfähig werde zu helfen. Frau Grete hält ſich auch nicht mehr lange. Sie ſieht ſo verdächtig abgehärmt aus. Ich glaube, ſie will nicht wahr haben, daß ſie krank iſt. Ich darf ihr nicht nachſtehen. Ich bleibe, bis ich umfalle, das iſt mein Gelübde.

O dieſe Kerle! Heute kamen drei unheimliche Geſellen in hohen, zottigen Mützen, gehüllt in koſtbare Pelze, und ſtellten ein Verhör mit mir an. Ich konſpiriere gegen ſie, ich organiſiere gegen ſie. Sie wollen beobachtet haben, daß Männer zu mir kommen und ich ſelber von Zeit zu Zeit ausgehe und Beſuche

mache. Ich ſoll mein verſtecktes Maſchinengewehr herausgeben. Ich gab ihnen zu verſtehen, daß ich aus all dieſem nur einen Vorwand für ihre geplante Willkür erkannte. Wir kennen bereits die Methoden dieſer „Helden", die Wehrloſen gegenüber ungemein tapfer ſind. Mich erregte nicht der Gedanke an den Tod, aber mich ſchreckte die Vorſtellung von vorhergehenden Foltern. Haben ſie doch unlängſt Frau Gretes Bruder mit Bleiknuten ſo geſchlagen, daß er hilflos in ſeinem Blute liegen blieb.

Ich berief mich auf unſere Einquartierung, und dieſe wagte nichts Ungünſtiges über mich auszuſagen. „Alſo," ſchloß ich kurz, „habe ich euch nicht weiter Rede zu ſtehen" und ging ruhig meiner Wege. Was ſie untereinander noch beſprochen haben, weiß ich nicht, aber die drei verließen das Haus.

Die Kranken hat das Auftreten der rohen Geſellen ſtark erregt. Ihr Zuſtand hat ſich verſchlimmert.

* * *

Am 18. Dezember.

Meine Temperatur iſt auf 39 Grad geſtiegen. An meine Erkrankung muß ich glauben. Es war eine böſe Nacht. Ich konnte nicht aufrecht bleiben. Aber es gab keinen Platz für ein Lager für mich in dem einzigen Zimmer. Ich mußte mich ſchon in Fragebogenform krümmen und die Füße unter das Bettgeſtell meines Freundes ſtecken. Ihn mußte ich ja bedienen: er warf fortwährend ſeine Decke von ſich. Frau Grete behauptet, ich hätte franzöſiſch geſprochen. Sollte ich im Fieber geſprochen haben? Übel genug war mir zu Mute. Mag ſein was will, eins iſt gewiß die Anarchiſten flüchten.

Sie haben beim Abſchied für Dienſt und Pflege kein dankbares Wort für uns, nein! Wahrhaft teufliſch betragen ſie ſich. Statt an ihren Gegnern, denen ſie weichen müſſen, rächen ſie ſich an uns. Sie laufen durch alle Zimmer und ſuchen, was ſie noch mitnehmen können. Dabei ſchonen ſie in keiner Weiſe die Kranken. Meinem kranken Freunde hielt einer die Piſtole vor die Bruſt, damit er angebe, wo er ſein

Geld hätte. Andere bedrängten Frau Grete roh, daß ich für ihr Leben fürchtete. Ich ging ihnen nach bei ihrem Rundgang durch das Haus Sonderbar, niemand vergriff sich an Sachen, die ich als die meinen bezeichnete. Nur einen Pelz nahmen sie mit, den ich auf dem Boden versteckt gehalten hatte.

Mögen sie uns nackt zurücklassen, wenn sie nur nicht wiederkommen!

Und doch — was beginnen? Die Pestilenz haben sie uns ins Haus gebracht, und nun können wir uns hinlegen und sterben.

Mich fröstelt's! Ich will rasch einen Zettel an einen Bekannten schreiben, von dem ich vermute, daß er noch gesund ist. Wenn er noch lebt, kommt er uns zu Hilfe . . .

* * *

Am 2. Februar 1920.

Ich liege in einem andern Hause. Die Krankheit ist überwunden. Zwar bin ich schwach, aber ich kann bereits im Bett sitzen und meine Aufzeichnungen fortsetzen.

Wie weit liegt die Zeit meiner Erkrankung zurück Es deucht mir eine Ewigkeit.

Allein die Erinnerung ist mir geblieben, und die will ich aufs Papier bannen.

An jenem denkwürdigen Abend, als die Anarchisten unser Haus dort oben verlassen hatten, wurde nach langer Zeit unsere Haustür wieder für die Nacht abgeschlossen. Wir waren allein im Haus und fühlten uns geborgen.

Aber die Krankheit nahm immer mehr von mir Besitz. Ich maß die Temperatur: ich hatte 40,1 Grad. Ich lag wieder wie in der Nacht vorher auf dem Fußboden und konnte vor Raummangel die Füße nicht ausstrecken. In dem verlauften, verlassenen Raum nebenan wollte ich nicht liegen. Der Geist jener losen Buben spukte noch in den Zimmern herum, d. h. die Erinnerung an sie wirkte beim Anblick der von ihnen benutzten Gegenstände zu stark und niederdrückend. Alle übrigen Zimmer waren in wüster Unordnung

und konnten auch aus Mangel an Feuerungsmaterial nicht geheizt werden. Zudem war meine Gegenwart im Krankenzimmer immer notwendig.

Frau Grete konnte nach Mitternacht auch nicht mehr aufſtehen, wenn eins der Kinder unruhig wurde oder ſie anrief. Nun lagen wir alle krank: mein Freund, ſeine Frau und beide Kinder, die Großmutter und eine 15jährige Schülerin, deren Eltern weitab jenſeits vom Dnjepr wohnten.

Das Zimmer mußte raſch abkühlen, denn keiner beſorgte den Ofen. In mir aber ſtieg die Glut. Ich hatte die Vorſtellung, alles im Kopf löſe ſich auf in kleine Moleküle, die in wildem, raſendem, immer ſich ſteigerndem Tempo herumwirbelten. Damit ſie mir den Schädel nicht ſprengten, machte ich kalte Umſchläge auf die Stirn. Es war entſetzlich heiß. Mit aller Kraft wollte ich die Beſinnung behalten, weil ich die Verantwortung für alle fühlte. Wie viel angenehmer wäre es geweſen, ſich ſüßem Vergeſſen hinzugeben. Der Flecktyphus raubt ſeinen Opfern ſehr bald die Beſinnung. Es iſt inſofern eine humane Krankheit. Längſt verſchollene Erinnerungen tauchten auf. Ganz lebendig war die Erinnerung an Gedichte Koltzows und Puſchkins. Wahrſcheinlich habe ich ſie hergeſagt.

Es war eine furchtbare Nacht! Frau Grete ſtöhnte. Mein Freund kam überhaupt nicht mehr zur Beſinnung und warf im Delirium fortwährend die Decke von ſich. Wieviel Anſtrengung koſtete es, mich aufzurichten und den bewußtlos Daliegenden zu bedecken! Die 14jährige Tochter wollte umgebettet werden, die Schülerin rief beſtändig nach Waſſer und die kleine bereits Geneſende bettelte um Brot. Nach dem Typhus haben die Menſchen einen unſtillbaren Hunger. Die Nöte der anderen ließen mich meinen eigenen Zuſtand etwas vergeſſen. Als der Morgen graute, umfing mich die Müdigkeit ſo ſtark, daß ich Luſt hatte, mich der ſüßen Bewußtloſigkeit hinzugeben; aber plötzlich trat das Verantwortlichkeitsgefühl wieder vor meine Seele, daß ich über meine Schwäche heftig erſchrak. Ich kam mir vor wie der Kapitän auf einem untergehenden Schiff, der bis zuletzt auf ſeinem Poſten bleibt.

Ich kann nicht weiterſchreiben; ich bin zu ſchwach.

* * *

Geſtern hatte ich einen kleinen Rückfall. Die Erinnerung regt auf und tut weh. Heute iſt mir wieder bedeutend beſſer. — Ich habe einen unſtillbaren Hunger, aber die Leute haben ſelber nichts zu eſſen. Außer den drei Kranken ſind alle übrigen Geneſende und wir haben Mühe, uns vom quälenden Hunger nicht ganz beherrſchen zu laſſen. So geht's im Nachbarhaus und im ganzen Ort. Die ruſſiſchen Nachbarn fühlen ſich nicht veranlaßt, den ausgeplünderten Koloniſten Hilfe zu bringen. Allerdings gibt es rühmliche Ausnahmen. — Ich habe etwas geruht und ſchreibe weiter. Ich gehe zurück in der Erinnerung. Nach jener faſt endloſen Nacht kam troſtlos der Morgen. Es wurde Tag im Raum, die Uhr ſchlug neun und niemand ſah nach uns. Das Zimmer war kalt, die Fenſter waren dicht befroren; aber niemand war da, der den Ofen heizte.

Da fiel mir plötzlich ein, daß die Haupttür verſchloſſen war, und deshalb niemand zu uns hereinkommen konnte. Wohl mehr als dreimal verſuchte ich vergebens, aufzuſtehen, die Gegenſtände ſchienen ſich im Raume unſicher zu drehen. Aber Einſicht und Ueberlegung riefen den Willen an und der zwang die Leibeskräfte zum Äußerſten. Es gelang mir, mich notdürftig anzukleiden. Dann taſtete ich wie im Taumel an der Wand hinaus. Mit linkiſchem Griff — meine Erinnerung malt mir meine ſchwankende Geſtalt an die Tür — drehte ich den Schlüſſel um und gab der Tür einen Stoß. Die kalte Außenluft ließ mich erſchauern. Ich weiß noch genau, wie mir zumute war, als ſei ich ein Fremder, mir ſelber fremd. Kaum überlegend, taſtete ich am Zaun entlang bis zum Nachbarhaus. Ich fragte, ob jemand zu Hilfe kommen könnte. Auch hier war alles krank. Nur ein junges Mädchen hielt ſich aufrecht. Sie hatte als erſte die Krankheit überſtanden und ſah noch ſehr bleich aus. Sie wollte kommen, wenn ihre Familie verſorgt war. Ich verſtand, daß ſie mehr verſprach, als ſie halten konnte und verließ ſchweigend das Haus, um gleich daneben einzukehren. Zwei Männer hantierten in der Küche: ſie waren in ihrem Hauſe die Übriggebliebenen. Sie erſchraken, als ſie meiner anſichtig wurden. Offenbar ſah ich einem Geſunden wenig ähnlich. Einer beſchloß, ſofort mit mir zu gehen. Er führte mich. Als er den Ofen heizen wollte, fand er weder

Brennmaterial noch Zündhölzchen. Kurz entſchloſſen brach er zwei Staketen vom Zaun und holte von Haus zwei koſtbare Streichhölzchen. Mehr konnten ſie nicht entbehren.

Gegen Mittag kam mein Kollege, dem ich geſchrieben hatte und brachte mich in das Haus ſeiner Schweſter, wo noch ein leeres Bett war. Seither liege ich nun in dieſem Hauſe, hart an der großen Straße.

Oben aber in dem Häuschen, wo ich früher wohnte, iſt der Tod eingekehrt; er hat Mann und Frau geholt. Mein Freund und Frau Grete ſind nicht mehr. Verwaiſt ſind die Kinder bei der hilfloſen Großmutter zurückgeblieben.

Und gerade meinen Freund hätte ich nicht ſterben laſſen, wenn ich über Tod und Leben zu verfügen hätte. Er ſchien mir unerſetzlich. Eine Künſtlernatur durch und durch; ein Lehrer, wie wir ſie ſelten hatten, verſtand er es, der Jugend die Augen für das Schöne zu öffnen; er lehrte ſie ſehen und äſthetiſch empfinden und half den jungen Menſchen geſchickt die Gegenſtände der äſthetiſchen Empfindung mit Hilfe der Zeichen-, Mal- und Klebekunſt feſtzuhalten, ſo wie ſie in einem günſtigen Augenblick geſehen und empfunden waren.

Auf ihm ruhte die Hoffnung der wenigen Hochgebildeten, die den Glauben hatten, daß ſich durch ihn die realiſtiſch-materialiſtiſche Denk- und Handelsweiſe der deutſchen Koloniſten in Rußland allmählich zu einem Kunſtverſtändnis und geiſtigen Kunſtbedürfnis heranbilden würde. Mag ſein, daß dieſe Hoffnung kühn war; aber eines bleibt beſtehen: die Frucht ſeiner bisherigen Arbeit iſt das erwachende Kunſtbedürfnis unſerer Jugend. — Den Mann brauchen wir. Wir müſſen ihn zurückhaben! Müſſen wir? Was iſt's mit unſrer Zukunft? Wer lebt denn noch? Liegen wir nicht noch alle in den Klauen des Todes?

Und doch! Wer lebt, muß hoffen! Ich will kühn wie ehemals den Glauben an unſere Zukunft feſthalten. Freund, ruhe ſanft! Dein Geiſt ſtarb nicht mit dir! Erbärmlich iſt's, zu jammern und zu klagen! Wir wollen . . . O weh, die Stiche! — —

Nachmittag. Die Aufregung tat mir weh. Ich fiel in die Kiſſen zurück. Und doch iſt es ein unabwendbares Bedürfnis für mich, die Erlebniſſe, die bohrenden Gedanken und ſtarken Gefühle auszuſprechen oder niederzuſchreiben. Meine kleine Freundin, die

mich während meiner Krankheit ſo treu und oft beſuchte, iſt wohl krank geworden. Sie kommt nicht mehr, Ich ſehne mich nach ihr. Ihr reger Geiſt, ihr verſtändnisinniger Blick, ihr redliches, keuſches Gemüt — das fehlt mir. Darum muß ich ſchreiben.

Der Flecktyphus iſt eine heimtückiſche Krankheit. Immer die entſetzlich hohe Fiebertemperatur! Allerlei Wahnvorſtellungen gehen einem durch den Kopf. Die langen, dunklen, ſchlafloſen Nächte! Wer kann die vergeſſen? Mir graute jedesmal, wenn gegen drei die Nacht auf mich herabfiel. Hätte ich ſchlafen können oder wäre ich beſinnungslos geworden, wie ſo viele andere, die Zeit wäre nicht ſo endlos geworden. Oft lag ich da und fand mich nicht zurecht. Bald ſchien mir die eine Hälfte des eigenen Leibes nicht mehr zu gehören; ſie war mir läſtig. Dann wieder befremdeten mich die Beine, der ganze Unterleib bis herauf zur Bruſt, er gehörte gleichſam nicht zu mir, und das beengte und quälte.

Aehnliche Empfindungen hatten andere Kranke auch.

* * *

Am 5. Februar.

Nun frage ich mich: war die Krankheit das Schlimmſte, was uns in den letzten Monaten betraf? Kaum! . . .

Wenn ich höre: heute brachte man 20 Särge an unſerem Hauſe vorbei, und geſtern waren es 12 — ſo regt mich das nicht ſo auf wie das Gerücht: Sie kommen wieder, die Anarchiſten! Die Gerüchte haben ſo viel Wahrſcheinlichkeit. Sie kamen wirklich wieder. Dreimal kehrten ſie wieder. Warum nicht auch ein viertes Mal!

Zum letztenmal zogen ſie um Weihnachten und Neujahr plündernd und raubend durch die deutſchen Koloniſtendörfer. Die drei Induſtrieortſchaften kamen wieder am ſchlechteſten weg. Diesmal wurden die Anarchiſten nicht von den Weißen, ſondern von den Roten, den großruſſiſchen Bolſchewiki, getrieben. Ich erinnere mich noch ganz deutlich jenes ſchrecklichen Abends, als es uns am ſchrecklichſten ging. Es war der Heilige Abend vor Weihnachten, wenn ſonſt in dieſen Häuſern der Tannenbaum zu brennen pflegt.

Weihnachtsſtimmung — wo war ſie?! Wir lagen alle auf dem Krankenlager. Eine Verwandte, ein 20jähriges, opferfreudiges Mädchen, in deren Hauſe ich jene erſte verhängnisvolle Nacht im September vorigen Jahres zubrachte, pflegte uns. Es mag zehn Uhr geweſen ſein, als plötzlich während der ſtillen, dunklen Nacht das Fenſter erdröhnte von ſchweren, wuchtigen Schlägen. Rauhe Männerſtimmen befahlen zu öffnen. Wie eine Taube im Sturm, ſo flüchtete die arme Pflegerin zu mir, die nur zu gut wußte, welcher Art ſie waren. Aber ich konnte mir ſelbſt nicht helfen. Die Stimmen draußen wurden immer lauter; ſie drohten, die Tür zu ſprengen oder das Haus anzuzünden. Es war ein herzzerreißender Anblick für mich, als die arme Tina ſich mit Bangen und Zagen entſchloß, den Räubern die Tür zu öffnen. Gleich einem Orkan ſtürmten ſie brüllend in das dunkle Haus. Sie forderten Licht und zündeten ſelbſt die armſelige Ölfunzel an, die aufgeſpart wurde für die allernotwendigſten Fälle im Krankenzimmer. Zuerſt ſetzten ſie ſich um den Tiſch herum und ließen ſich vortragen, was im Hauſe vorhanden war. Sie aßen das letzte Brot auf und tranken die letzte Milch aus. Dann ſtürzten ſie ſich gierig auf Schränke und Kommoden. Die Schubladen wurden mit Krachen mitten ins Zimmer geſchleudert. Sie gebärdeten ſich ſo wild, als ob ſie uns gleich alle erſtechen würden. Irgendeine Rückſicht auf die Kranken nahmen ſie nicht. Sie trieben den Hausherrn vom Lager und nahmen ihm den Pelz weg, auf dem er lag. Sie verhöhnten den armen Kranken, als er ſie fragte, worauf er denn liegen ſollte.

Ich lag im Nebenzimmer und hörte den Vorgang mit ſteigender Fieberhitze. Jeden Augenblick mußten ſie zu mir hereinkommen. Fräulein Tina ſchob ſchnell meine Kleider unter meine Kiſſen und ſtand neben meinem Bett ebenfalls in ſpannender Erwartung. Wie wollte ich das Mädchen retten? Wohin ſollte ſie gehen? Waren doch ſicher in allen Häuſern ſolche Geſellen! Wir hörten das Fahren der Fuhrwerke draußen.

Da fiel mir ein, daß der Nachbar, ein Zahnarzt, die Krankheit bereits überſtanden hatte. Dort war es ſicherer für Tina. Sie verließ auf meinen Rat das Haus und blieb verſchont.

Endlich näherten ſich ſchwere Tritte. Die Tür flog auf, und drei wüſte Geſellen umſtanden mein Lager. Sie fragten nach Stand und Nationalität.

Lehrer? wiederholten ſie und ſahen ſich im Zimmer um. Es ſtand nur ein Tiſch darin, und ſie entfernten ſich ſo geräuſchvoll, wie ſie gekommen waren. Der Durchzug währte drei Tage und drei Nächte. Nun ging es wieder zu wie acht Tage vorher. Wenn eine Gruppe das Haus verließ, kam eine andere herein. Draußen war es grimmig kalt, und das Brennmaterial ging zur Neige. Tina und ihre Schweſtern kamen wieder und ſorgten für uns, ſo gut ſie konnten. Ich höre noch die armen Kühe im kalten Stalle brüllen. Das Futter hatten die Anarchiſten bis auf den letzten Halm ihren Pferden verfüttert. Milch gab es nicht mehr. Die Kranken begehrten allerdings nicht viel zu eſſen; aber wer das Bett verließ, hatte einen um ſo größeren Hunger. Der entkräftete Leib verlangte zum Neuaufbau kräftige Nahrung, wie Fleiſch und Milch.

Eines Tages trugen mich die Anarchiſten ſamt dem Bett in das Zimmer zu den anderen Kranken und nun lagen wir eng aneinandergepfercht und litten gemeinsam. Sie richteten sich ein in den übrigen Zimmern.

Erst nach Neujahr gab es eine Wendung zum Besseren.

* * *

Am 6. Februar.

Statt der ukrainischen Anarchisten haben wir jetzt die großrussischen Bolschewiki im Haus, die jenen auf den Fersen sind und hier in unserem Ort Sfation machen. Die meisten Kolonisten fürchteten die Bolschewiki gleich den Anarchisten. Wir sehen aber, daß es regelrechte Truppen sind. Oft zeigen sie ein menschliches Rühren bei unserem Elend, das ihre Gegner verursacht haben. Es sind mobilisierte Soldaten aus allen Schichten der Gesellschaft und durchaus nicht alle Bolschewiki. Diese Menschen können uns ja auch nicht helfen, aber wir empfinden es schon wohltuend, nicht ausgeflucht und ausgeraubt zu werden. Allerdings ist zum Rauben nichts mehr geblieben.

Die Bolschewiki haben ihr Heerwesen reorganisiert, und nun ist Disziplin bei ihnen, so daß eigentlich nur noch in der Weise gestohlen wird, wie von jeher in Rußland gestohlen wurde. Roheit herrscht überall

nach diesem fluchwürdigen Kriege. Wie kann es anders sein, als daß junge Menschen, die vielleicht vier Jahre vor Ausbruch des Krieges Soldat wurden und die bis heute das rohe Handwerk übten, in moralische Verwirrung geraten!

* * *

Am 11. Februar.

Ich ging heute trotz des Schneetreibens hinaus. Es litt mich nicht mehr im Zimmer. Mein erster Gang galt jenem Häuschen oben, wo ich in meinen gesunden Tagen wohnte. Da saß nun in traurig leerem Hause die alte Großmutter bei den beiden verwaisten Kindern. Sie schmiegten sich an mich, als hättete an mir ein Stück ihrer Eltern, die meine nahen Freunde waren. Ich vermied, von ihren Eltern zu sprechen; ich vermochte es nicht; die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Unvergeßlich bleibt mir der Blick des kleinen 8jährigen Mädchens; ein Blick, der abgrundtiefes Leid verriet. Für sie hatten Vater und Mutter die ganze Menschheit bedeutet Aus alien Häusern starrt jetzt das nackte Elend und niemand ist, der diesen armen Waisen helfen kann. Der Hunger quält sie, an Schuhen und Kleidern fehlt es. Jemand kommt täglich und heizt ihnen den Ofen. Blutleer sehen sie aus und habee doch kräftige Nahrung Jedes Mittel wäre mir recht, wenn ich hier helfen könnte.

Auf dem Heimwege wurde ich so schwach, daß ich fürchtete, in der Schneedüne liegen zu bieiben. Deshalb trat ich in ein Haus, um auszuruhen. Der Vater sei gestorben, sagte die erwachsene Tochter auf meine Frage, und die Mutter könnte nicht mehr gehen seit der Krankheit. Eine Schwulst ganz böser Art hindere sie daran. Der ältere Bruder sei gestorben und der jüngere habe das Gehör verloren Schwerhörig sind wir Genesenden alle, aber manche trifft es besonders hart. Frau Gretes Nichte ist sozusagen erblindet. Ihre Pupillen haben sich so sehr geweitet, daß das Sehvermögen fast geschwunden ist.

Ein junger, sehr religiöser Mann zeigt seit seiner Krankheit ein wunderliches Benehmen. Vor einiger Zeit ist er auf die Straßen gegangen und hat zu sich ins Haus eingeladen, wen er fand. Er hat sie zur

Mahlzeit eingeladen, ohne daß ſeine Frau darum wußte. Dann hat er mit irrem Verſtand wunderliche und unverſtändliche Reden geführt.

Arm und hilflos ſind wir dem Schickſal preisgegeben! — — —

* * *

Am 15. Februar.

Ich mußte nach dem erſten, bei ſo ungünſtigem Wetter gewagten Ausflug abermals ein paar Tage das Bett hüten. Die Temperatur ſtieg und es waren alle Anzeichen einer Lungenentzündung vorhanden, beſonders heftige Stiche, die mir den Atem benahmen.

Heute fühle ich mich beſſer. Ich habe das Bett verlassen. Es ist mir verleidet, um ſo mehr, als es zu kurz ist und ich mich während 40 Tage nicht ausstrecken durfte, was mir oft Tantalusqualen verursachte; aber es war kein anderes Bett vorhanden.

Ich sitze am Ofen, habe den geretteten Mantel über die Schultern gelegt, und doch friert mich. Ich faßte heute ein Stück vom zerbrochenen Wandspiegel und erschrak bei meinem Anblick. Wir sind zum Spott der Menschen geworden. Die Augen liegen tief im Kopf; die geschorenen Haare gehen stellenweise aus, der Bart wächst ungepflegt unregelmäßig weiter . . . So sehen alle aus. Die Frauen sind ihres Haarschmuckes beraubt, weil während der Krankheit die Haare lästig sind und sie später unrettbar ausgehen.

Am Nachmittag. Ein schwaches winterliches Sonnenlächeln erfüllt das dumpfe Zimmer. Ich greife zum Notierstift. Nur wenige Blatt Papier sind mir geblieben. So muß ich mit spitzem Stift ganz sparsam beschreiben, denn es gibt kein Papier mehr in Rußland, und wäre noch etwas bei Spekulanten, ſo fände ich doch nicht so viel Geld, um es zu bezahlen.

In der Nikolaipoler Wollost (Landbezirk) wütet der Flecktyphus ebenso heftig wie bei uns. Die Witwen aus Eichenfeld, jenem Ort, wo in einer Nacht alle Männer ermordet wurden, sind mit wenigen Ausnahmen an Typhus gestorben. Wen wundert's? Sie hatten nach jener Schreckensnacht und den darauffolgenden Sorgetagen keine Widerstandskraft mehr,

die ſie der Krankheit hätten entgegensetzen können. Sie sind tot, wie ihre Männer. Um sie sorgen wir uns nicht mehr. Aber die Kinder blieben zurück. Aus dem einen Hofdorf allein sind 200 deutsche Waiſenkinder zurückgeblieben. Die Wohnungen ihrer Eltern ſind vernichtet worden. Entweder sind die Häuſer abgebrochen, des Nutzholzes wegen, das zur Zeit in der Ukraina von unſchätzbarem Wert ist, oder ſie ſind eingeäſchert worden. Sie müſſen in unſeren 16 Hofdörfern untergebracht werden. Doch, was ſage ich da? Unſer Bezirk hat keine 16 Hofdörfer mehr. Aus 4 Dörfern ſind die deutſchen Koloniſten vertrieben worden. Die ehemaligen ſchönen Höfe ſind nunmehr traurige Ruinen. Auch dieſe Menſchen müſſen, ſo viele ihrer noch am Leben ſind, bei uns untergebracht werden. Wie kann man ihnen helfen? Wir müssen mit ihnen kommunistiſch leben. Ach, wir ſind ja ſo gefügig geworden. Wir hätten wohl früher von unſerem Ueberfluß kaum ſo bereitwillig mitgeteilt, wie wir es jetzt in unſerer Armut tun. So ſind wir Menſchen! Ich bin überzeugt, wenn man in Weſteuropa wüßte, wie elend wir dran ſind, ſo würden ſie wohl dort für ein Viertelſtündchen Mitgefühl mit uns zeigen, vielleicht ſogar ein Almoſen für uns übrig haben; aber helfen würden ſie uns nicht, denn ſie können das Entſetzliche unſerer hilfloſen Lage nicht ermeſſen: ich kenne Weſteuropa.

Wie ſtark ſind wir nach dem Friedhof ausgewandert. 40% unſerer Bevölkerung ſind dort angeſiedelt worden. In Chortitza gab es außer den Induſtriellen und Handwerkern 38 Hofbeſitzer. Nur noch 7 ſind am Leben. Einige Familien ſind ganz ausgeſtorben. Man iſt in Häuſer gekommen, wo die letzten Einſamen bereits 8 Tage tot in ihren Betten lagen. Ein Mann wurde in der Ecke hockend aufgefunden. Vermutlich iſt er vor Ermattung zuſammengeſunken und dann verhungert. Man fand keinen Biſſen irgendwelcher Nahrung in dieſem Hauſe. In der Regel ſind auch hier bei uns die Eltern von der Krankheit weggerafft worden, während die Kinder zurückgeblieben ſind. Ohne fremde Hilfe ſind ſie verloren. Unpolitiſche Köpfe hoffen, daß Deutſche, Engländer, Franzoſen oder Amerikaner zu Hilfe kommen würden, wenn ſie auch etwas holen könnten.

* * *

Am 16. Februar.

Es geht nur langſam voran mit dem Geſundwerden. Verwunderlich iſt das freilich nicht. Der geneſende Leib verlangt nach der langen Faltenzeit doppelte und dreifache Zuteilung. Daraus erklärt ſich, daß die Geneſenden bei jedem Zuſammentreffen über ihren Hunger klagen und die gute, alte Zeit preiſen, als man übergenug Brot, Fleiſch, Eier und Milch hatte. Nach und nach verbohrt man ſich in die Frage nach unſerer Zukunft. Wir ſehen ausnahmslos ins Schwarze oder ſehen ein Fragezeichen. Was ſoll werden?

Geſtern brachte man meinen armen Wirtsleuten noch zwei Waiſenkinder ins Haus. Es ſind Kinder ihrer Verwandten. Ihre Eltern hatten einen großen ſchönen Hof. Sie ſind tot. Das Vieh iſt geſtohlen. Die Häuſer — verbrannt. Zerlumpt und zerriſſen ſind ſchon die letzten Kleider dieſer beiden Jungen; der eine iſt ſieben, der andere neun Jahre alt.

Sie waren kaum einige Stunden im Hauſe, da kam der Jüngſte ängſtlich ſchreiend zur neuen Pflegemutter gelaufen und rief immerfort: „Sie kommen, ſie ſind da! — Er hatte auf der Straße bewaffnete Reiter geſehen. Das Kind trug in ſeiner Seele die Gefühlserinnerungen an jenen verhängnisvollen Beſuch, als ſein Vater und ſein 17jähriger Bruder vor ſeinen Augen ermordet wurden. Wir tröſteten ihn, denn es waren Bolſchewiki, die im Vergleich zu den Anarchiſten Engel ſind.

Ja, die Kinder! Um ſie und ihre Zukunft iſt uns bange. Und es ſind ihrer ſo viele. Die deutſchen Koloniſten legten ſich keinerlei Beſchränkung auf in bezug der Zahl der Kinder. In jeder Familie ſind 7 bis 12 Kinder. Jetzt iſt das Problem der Ernährung und Bekleidung zu einem rieſigen Problem geworden. Lebten wenigſtens die Väter und Mütter; aber gerade ſie griff die heimtückiſche Krankheit ſo heftig an, daß ſie widerſtandslos dem Tode zum letzten Tanze folgten.

* * *

Am 17. Februar.

Die Sonne wird mit jedem Tage freundlicher. Wir gehen doch dem Frühling entgegen. Aber bis Ende

April müſſen die Krankenzimmer geheizt werden. Wir ſind ſo empfindlich gegen Kälte. Die Bäume ſind bald alle gefällt. Wälder gibt es nicht in unſerer Steppe. Das Holz Nord-Rußlands liegt für uns ebenſo fern, wie der Wald in Zentral-Afrika. Die wenigen Lokomotiven, die es noch gibt, fördern Züge mit Menſchen aus dem Norden herbei, um den Krieg gegen den General Wrangel zu führen, der aus der Krim nach Norden vordringt.

Die Getreidemühlen ſtellen nach und nach den Betrieb ein, denn es gibt keine Kohlen, kein Holz, keine Oele, keine Treibriemen mehr. Die Mehlpreiſe ſteigen phantaſtiſch an und wir verkaufen an Spekulanten die unentbehrlichſten Möbel und ſelbſt Häuſer zum Abbrechen, um Zahlungsmittel in die Hand zu bekommen.

* * *

Am 18. Februar.

Zu Tauſenden ziehen bolſchewiſtiſche Truppen durch unſeren Ort und machen hier Station. Sie haben keine Einſicht, wenn wir ihnen ſagen, daß wir kein Brot entbehren können. Hungrige Soldaten aber verhandeln nicht lange. Sie müſſen eſſen, und wenn es unſer letztes Brot iſt

Ueber 90 % der Bevölkerung hat die Krankheit durchgemacht. Das große Sterben hat nachgelaſſen. Wir Ueberlebenden müſſen uns wieder mit dem Leben befreunden, wiewohl es uns ſehr unfreundlich entgegenkommt.

In der Umgebung greift die Krankheit immer weiter um ſich. Die Anſteckung iſt bei den äußerſt ſchlechten hygieniſchen Verhältniſſen groß. Es fehlt ihnen nicht nur an Medizin und Vorbeugungsmitteln, es mangelt vor allem an Bett- und Leibwäſche.

Europa, Völker der Welt, wir rufen um Hilfe! Aber unſer Ruf verhallt ungehört. Wie wir keine Nachricht, keine Zeitung aus einem Bereiche, der über unſeren Geſichtskreis hinausgeht, erhalten, genau ſo wenig erfährt man dort von uns. Man weiß nichts von unſerem Elend, von unſerer Not!

* * *

Am 19. Februar.

Eine Freudennachricht! Uns wird Hilfe gebracht! Die Deutſchen aus dem Nachbargouvernement ſenden Hilfe. Die Nachricht habe ich mir glaubhaft beſtätigen laſſen. Hilfe kommt!

* * *

Am 21. Februar.

Die deutſchen Gemeinden aus Taurien haben einen Transport Mehl und Schmalz geſandt.

Allerdings iſt nur die Hälfte von allem hier angekommen. Die Wagen ſind unterwegs angehalten und „beſchlagnahmt" worden. Immerhin iſt einiges angekommen. Und die Spender laſſen ſich wohl durch ein Mißgeſchick nicht abhalten, ihr Werk fortzuſetzen, denn was bisher geſchehen iſt, iit nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Es iſt erfreulich, daß jene Koloniſten dieſes Mal nicht ſo ſehr gelitten haben, wie wir und daß ſie nun in der Lage ſind, uns etwas abzugeben. Dort ſind Lebensmittel vorhanden, wenn man ſie nur herüberſchaffen kann!

Jene Koloniſten ſchicken ganze Lazarettausrüſtungen. Es ſind Krankenpfleger von dort angekommen, die in unſerer verſeuchten Gegend Krankenhäuſer errichten wollen, um der Ausbreitung der Krankheit entgegenzutreten. Man will die Erkrankten aus den Häuſern herausnehmen und ſie einer geeigneten Pflege zuführen.

Ja, noch mehr! Sie wollen von ihrem ſpärlichen Vorrat an Leib- und Bettwäſche uns zuteilen.

Die Not weckt die Bruderliebe gleicher Stammesgenoſſen. Auch jene haben eine Leidensgeſchichte hinter ſich, die der unſerigen nahekommt. Der aufrichtige Wunſch, Opfer zu bringen, lindert unſere moraliſche Not; er hilft unſerem Hoffen auf. Ohne vorangegangene große Leiden wären dieſe eigennützig veranlagten Koloniſten zu ſo großen Opfern nicht willig geworden. Das iſt die gute Seite unſerer Schreckenszeit

* * *

Am 28. Februar.

Wäſche aus Taurien! Kindlich freuen ſich große Menſchen, die ſonſt Wäſcheſchränke voll Wäſche hatten, über ein Hemd, auch wenn es gebraucht und geflickt iſt. Wenn man in Weſteuropa wüßte, wie wir hier ein altes, verwaſchenes aber reines Hemd ſchätzen, wie wir dankbar wären, wenn ein jeder von uns ſo viel an Wäſche beſäße, daß er die Unterkleidung wechſeln könnte! Das können immer noch nicht alle tun. Viele haben zu dem keine Oberkleider mehr, weil die Anarchiſten viele Kranken auch der letzten Kleider beraubten. Ich weiß einen Mann, der im Bett liegen muß, weil er keine Kleider hat.

Wenn man dort ermeſſen könnte, wie hoch wir ein Paar Stiefel einſchätzen! Wir gehen auf Holzſohlen, daran überkreuz Leinen- oder Tuchbänder genagelt ſind, ſodaß wir darauf wie auf Sandalen gehen. Aber die Füße ſind nicht bedeckt; man hat keine Wolle, geſchweige denn Strümpfe.

* * *

Am 1. März.

Es iſt vorbei! Die Hoffnung verblaßt. Zwiſchen jenen Deutſchen in Taurien und uns iſt die Front der beiden Heere Wrangels und der Bolſchewiki entſtanden. Wir ſind von den helfenden Brüdern abgeſchnitten. Wir leben in vollkommener Abgeſchloſſenheit. Die Bahnen gehen nicht, die Poſt arbeitet nicht, der Telegraph erſt recht nicht, denn während der Willkürzeit, die immer noch andauert in der anarchiſtiſch verſeuchten Ukraina haben die Telegraphenſtangen und -Drähte andere Verwendung gefunden. Am eheſten denkbar wäre jetzt der Verkehr zu Pferde. Allein wir haben keine Tiere behalten. Wenn es noch elende Klepper gibt, ſo gebraucht man ſie, um das eine oder andere Feld notdürftig zu beſtellen. Im Herbſt konnten die Felder der Anarchiſten wegen nicht beſtellt werden, und jetzt bleiben ſie liegen, weil es keine Arbeitskräfte gibt.

Das Reiſen iſt gefährlicher geworden als im Innern Afrikas. Vorgeſtern wagten drei Deutſche es, ſich auf einen längeren Weg zu begeben. Geſtern um die

Mittagszeit fand man den Fuhrmann und das junge Brautpaar tot am Wege. Sie waren nur 15 Werſt fortgekommen. Des Wagens und der elenden Pferde wegen wurden ſie ermordet.

* * *

Am 2. März.

Wir ſind Fremdlinge in dieſem Land. Wer es vor dem Kriege nicht empfand, der hat es während und nach dem Kriege tauſendfach erfahren müſſen. Wir ſind in den Augen unſerer ruſſiſchen Nachbarn die verfluchten Njemze, die in ihrem Lande wirtſchaftlich hochgekommen ſind. Daß unſere Vorfahren vor 120 Jahren als Siedler ins Land gerufen wurden, um Teile der Steppe urbar zu machen, daß ſie durch Fleiß und Ausdauer, ſowie durch eigene kluge wirtſchaftliche Organiſation in gänzlich unpolitiſcher Weiſe, als Geſamtheit zu einer beſſeren wirtſchaftlichen Stellung gekommen ſind als die ruſſiſchen Bauern, das ignorieren ſie. Die Koloniſten, die niemals eine politiſche Rolle geſpielt haben, ſind wahrhaftig nicht Schuld daran, daß der ruſſiſche Bauer bis 1861 noch als Leibeigener gehalten wurde, und daß er nach ſeiner Befreiung in ſchmaler Furche neben den rieſengroßen Gütern der Großen des Landes ſein kümmerliches Brot ſuchen mußte.

Die meiſten Koloniſten fangen an, ernſtlich darüber nachzudenken, ob eine andere Heimat gefunden werden kann. Wahrlich, es iſt genug an dem, was wir ertragen mußten. Während des Krieges waren wir die Stiefkinder, die ärger als Feinde behandelt wurden, weil kein Staat ſich ihrer annahm. Seit 100 Jahren waren ſie die loyalſten Bürger, ohne ſich je um Politik zu kümmern, weder um die innere, noch viel weniger um die äußere. Die Zarenregierung begann ſie zu enteignen und bedrohte ſie mit der Verbannung in die Tundren Sibiriens. Panſlawiſtiſche Hetzer verfluchten jedes Mittel, um den Wehrloſen Tritte zu verſetzen. 1917 kam die Revolution und rettete ſie von der Vertreibung nach Sibirien. Aber dann folgte die bolſchewiſtiſche Oktoberrevolution und mit ihr der Bürgerkrieg und die Anarchie. Ein Wehe nach dem anderen kam über uns.

Wir haben hier keine Heimat. Wir wollen fort! Die Loſung „Auswandern“ geht wie ein Lauffeuer von Ort zu Ort. Wo zwei oder drei Koloniſten zuſammentreten, da ſprechen ſie vom Auswandern. Nur das hält uns noch aufrecht, nur dieſer Gedanke gibt uns Hoffnung.

Aber wie? Wohin? Mit welchen Mitteln? Werden unſere Hoffnungen auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen? Das ſind bange Fragen, die gefühlsmäßig mit Hoffen und Zagen verknüpft ſind . . .

* * *

Am 5. März.

Nun iſt Gewißheit da! Seit längerer Zeit ſchon ging das Gerücht von einem Blutbad in der deutſchen Kolonie Sagradowka, 200 Werſt weſtwärts vom Dnjepr.

Heute hielt ich die Liſte der Ermordeten in der Hand! Was ich ſah, ich faſſe es nicht! Ich durchflog die langen Reihen der Namen — es verſchwamm mir vor den Augen. 214 Menſchen — ich kenne ſie alle.

Mein Vater! Ihr Brüder! Gemordet! Ich möchte ſchreien, daß der Erdball zittert! Mein Bruder, wäre ich für ihn geſtorben! Du hatteſt eine Frau und 7 kleine Kinder! Du raſtloſer Kämpfer für Wahrheit und Ideal! — So kennt der Frevel keine Grenzen?!

Druckerei M. WILKENS,
. . . EMDEN . . .

DK
508
.8
N37

Navall, Dederich
Ein Tagebuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 14 13 07 024 4